

**Deutscher
Reporterpreis
2011**

**Die 10 nominierten
Texte in der Kategorie
„Beste Lokalreportage“**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

	Seite
1) Bischoff, Katrin und Blankennagel; Jens, Lebenslänglich (0654)	03
2) Bemmer, Ariane, Flüstern oder Schreien (0427)	08
3) Classen, Christoph, Der langsame Tod des einst so stolzen Dorfes (0465)	15
4) Großkemper, Tobias, „Im Nachhinein war das falsch“ (0674)	20
5) Haseborg, Volker ter, Das letzte Wort (0377)	26
6) Honert, Moritz, Hass lass nach (0168)	34
7) Keilbach, Miriam, Ausstieg im letzten Moment (0243)	40
8) Kittel, Sören, Für ihn ändert sich nichts, für mich hat sich alles verändert (0569)	46
9) Kröger, Christine, Thomas P. wünscht die Engel zur Hölle (0715)	54
10) Telser, Dietmar, Wann ist ein Mann ein Mann? (0655)	60

Lebenslänglich

28 Jahre lang fühlt sich René S. aus dem brandenburgischen Rathenow von seinen Eltern drangsaliert. Dann tötet er sie. Er wollte endlich seine Ruhe haben, sagt er

Von Katrin Bischoff und Jens Blankennagel, Berliner Zeitung, 11.02.2011

Er ist mager, blass, unscheinbar. Ein schüchterner junger Mann, der seinen Blick stets senkt, wenn er angesprochen wird. René S. hat immer bei seinen Eltern im brandenburgischen Rathenow gelebt. Sein enges Zimmer, in das gerade mal ein Bett, ein Schrank und ein Stuhl passen, liegt direkt neben dem Schlafzimmer der Eltern. Er besitzt noch nicht einmal einen eigenen Haustürschlüssel. Wenn René S. morgens zur Universität fährt, schließt sein Vater ihm das Tor auf und verriegelt es hinter ihm wieder. Abends lauert der Vater bereits hinter der Hecke, um seinen Sohn wieder ins Haus zu lassen. René S. hat noch nie Freunde gehabt oder eine Freundin. Er geht zu keiner Party, selbst die Semesterferien verbringt er mit den Eltern. Er lebt in diesem Haus fast wie in einem Gefängnis. Zweimal versucht er auszubrechen. Beim ersten Mal will er sich das Leben nehmen. Er scheitert. Beim zweiten Mal gelingt ihm der Ausbruch auf makabere Weise. Im Juni des vergangenen Jahres bringt er seine Eltern um und zerstückelt die Leichen mit einer Kettensäge.

René S. ist 28 Jahre alt. Seit vier Wochen muss er sich vor dem Landgericht in Potsdam wegen zweifachen Mordes verantworten. Auch an diesem Donnerstag führen ihn Justizbedienstete in Handschellen in den Saal. S. trägt die gleiche Kleidung wie an all den anderen Verhandlungstagen. Ein helles Sweatshirt und eine helle Hose. Er sitzt neben seinen beiden Verteidigern, den Mund zu einem Strich gepresst. Er hat gesagt, was gesagt werden musste.

René S. hat nie geleugnet, seine Eltern getötet zu haben. Emotionslos hat er den Richtern von seinem fremdbestimmten Leben erzählt. Vom fehlenden Mut, einfach seine Sachen zu packen und weit weg von den Eltern sein eigenes Leben zu beginnen.

Es war kein Hass, der den intelligenten jungen Mann dazu brachte, Mutter und Vater zu töten. "Ich wollte nur endlich meine Ruhe haben", sagt René S. Selbst den Berliner Psychiater Alexander Böhle der ihn begutachtet hat, hat die Kälte des jungen Mannes überrascht. Unheimlich akribisch, ja zwanghaft habe S. von dem Geschehenen erzählt. Von den Taten, die niemand begreift, wenn er das Leben dieser Familie nicht kennt. "Ein trauriges Schicksal", sagt Böhle.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Das Doppelhaus in der Schillerstraße steht in der Waldstadt, die früher einmal Frontkämpfer-Siedlung hieß und für Invaliden des Ersten Weltkriegs gebaut wurde. René S. wird am 39. Geburtstag seines Vaters geboren - mit Klumpfüßen. Er bleibt zunächst im Krankenhaus, wird operiert. Ohne den erhofften Erfolg. Noch heute ist er behindert.

Vater Detlef ist Schlosser in der Wohnungsverwaltung. Mutter Sabine, eine ehrgeizige Frau, hat Chemie studiert. Sie arbeitet im nahen Chemiefaserwerk als Abteilungsleiterin. René's Eltern haben wenig Kontakt zu den Menschen in der Siedlung, niemand kommt, um ihnen zu der Geburt des Sohnes zu gratulieren. Sie zeigen das Baby auch nicht herum, wie es stolze Eltern tun. Die Nachbarn wundern sich nur, dass der Kinderwagen stundenlang im Garten steht und sich niemand um das weinende Kind kümmert.

Der Junge wächst allein auf. Nie darf René S. in einen Kindergarten. Seine Mutter erzieht ihn zu Hause nach Lehrbüchern, sie wacht wie eine Glucke über ihn, sie ruft ihn Hasilocke. Auch in der Schule findet er keine Spielkameraden. Seine Eltern bringen ihn zum Unterricht und holen ihn wieder ab. Mitschüler hänseln ihn wegen seiner Behinderung. Auf dem Schulhof ist er immer allein. Nie wird er zu einem Kindergeburtstag eingeladen. Aber René ist ein guter Schüler. Seine Mutter ist zufrieden. René's Notendurchschnitt liegt bei 1,2. In der fünften Klasse rutscht er auf 1,5 ab. Für seine Mutter eine Katastrophe. Sie kontrolliert nun noch stärker die Hausaufgaben des Sohnes, geht den Lehrstoff noch einmal durch. Das lässt erst nach, als der Junge aufs Gymnasium kommt.

Da sind seine Eltern längst arbeitslos. Sie sind im neuen System nie angekommen. "Die haben sich immer auf der Verliererseite gesehen", sagt der Nachbar aus dem Doppelhaus. Sie leben spartanisch, sie fahren nie in den Urlaub. Die Mutter hortet Konserven im Keller, die sie billig erworben hat. Die Schränke sind übervoll mit alten Kleidern der Schwiegereltern. Auch René S. läuft in Jogginganzügen herum und in Hosen, die ihm viel zu kurz sind. "Es ist mir ein Rätsel, wie man einen jungen Mann so auf die Straße lassen konnte", sagt ein anderer Nachbar.

Sabine und Detlef S. projizieren all ihre Hoffnungen auf den einzigen Sohn. Der soll es mal besser haben. René liebt Mathematik und Informatik. Zu Hause programmiert er Computerspiele. Er baut sich eine eigene Homepage auf, nennt sich dort Softwareexperte. Am liebsten aber möchte er Chirurg werden. Seine Mutter ist dagegen.

Sabine S. ist eine verbitterte, zänkische Frau geworden, die sich immer öfter mit den Nachbarn anlegt und sie wegen Kleinigkeiten anzeigt. Widerspruch lässt sie nicht zu. Ihr Sohn soll einmal einen ehrbaren und sicheren Beruf ausüben, soll Anwalt werden. Wenn er in Potsdam Jura studiert, kann er sogar weiter zu Hause wohnen. Und die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nachbarn werden sich wundern, wenn René sie einmal als Anwalt vertritt. Das Jura-Studium ist kein Wunsch der Mutter, es ist ein Befehl.

Der Sohn gehorcht. Mutter und Vater sind dabei, als er sich an der Uni einschreibt. Sie sind immer an der Seite ihres Sohnes. Selbst zum Arzt darf der junge Mann nicht alleine gehen. Behandlungen oder Gespräche unter vier Augen gibt es nicht. "René hat nie etwas gesagt, wenn er hier war", erinnert sich der Hausarzt der Familie. "Für ihn hat immer die Mutter gesprochen."

17 lange Semester quält er sich durch ein Studium, in dem die angehenden Juristen argumentieren und streiten müssen. S. kann das nicht, niemand hat ihm beigebracht, wie man eine eigene Meinung vertritt. Doch er traut sich nicht, einen Schlusstrich zu ziehen. "Ich habe immer gelernt, zu Ende zu führen, was ich angefangen habe", erklärt er. Zu Hause lügt er, dass er bereits das erste Staatsexamen abgelegt hat. Er zweigt von seinen Ersparnissen heimlich 15000 Euro ab für Computertechnik. Er träumt von einem Leben, das er nicht leben darf.

Der Student sieht nur eine Möglichkeit auszubrechen. Am 20. November 2009 kauft er sich ein Küchenmesser, schleicht sich auf den Dachboden der juristischen Fakultät, schneidet sich eine Pulsader auf und wartet, bis kein Blut mehr kommt. Dann ruft er den Notarzt.

Eine Woche bleibt René S. im Krankenhaus. Die Ärzte schreiben in ihren Bericht, dass sich die Eltern bei einem Besuch sehr betroffen, aber auch hilfsbereit gegenüber dem Sohn gezeigt hätten. Eine Fassade, wie der Psychiater Böhle sagt. In Wirklichkeit sind sie tief enttäuscht. Für sie ist eine Welt zusammengebrochen.

René S. fasst Mut und bricht das Studium ab. Aber er kehrt auch wieder zurück in die Familienfestung. Für seine Eltern ist er nun der "Versager vom Dienst". Weihnachten, Silvester und der gemeinsame Geburtstag mit dem Vater fallen aus. "Mutti war nicht in Stimmung", sagt René S. Und selbst der sonst so zurückhaltende Vater demütigt ihn schwer. Der Opa habe es im Zweiten Weltkrieg immerhin geschafft, sich umzubringen, sagt er zum Sohn.

René S. bleibt nicht untätig. Er bewirbt sich, will eine Ausbildung zum Finanzwirt machen. Er wird schließlich zu einem Bewerbungsgespräch nach Hamburg eingeladen. Für ihn ist es die letzte Chance zu entkommen. Am Tag der Reise, es ist der 9. Juni 2010, ist er guter Dinge. Doch schon beim Frühstück nörgelt der Vater, weil er ihn zum Bahnhof fahren soll: Nur seinetwegen müsse er so früh aufstehen, das sei doch sowieso sinnlos. Die Mutter schläft noch, als die Männer in den Keller hinabsteigen. Detlef S. will Kartoffeln holen, er nimmt ein Küchenmesser mit, um den Kartoffelsack aufzuschneiden. René S. braucht die Kühltasche. Im Keller fängt der Vater wieder an,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

seinem Sohn Vorhaltungen zu machen. Der kann es nicht mehr hören. "Sei ruhig", sagt er noch. Umsonst. Der Vater redet weiter. Es ist zu viel. "Bei mir hat es klick gemacht", sagt René S. Er greift nach dem Küchenmesser und sticht zu, immer wieder.

Erst im Bad kommt er wieder zu sich, er zieht sein durchgeschwitztes T-Shirt aus und denkt, dass er packen muss. Er will in sein Zimmer. Da wird seine Mutter wach, sie ruft ihn zu sich. "Suchst du deine Sachen zusammen?", fragt sie. Wozu? Die Fahrt sei reine Geldverschwendung. René S. kann es nicht mehr hören. Er will weg. Doch die Mutter ruft ihm hinterher, dass sie noch nicht fertig sei. "Es war dieselbe Leier wie im Keller", sagt René S. Aus dem Nachbarraum holt er einen Hammer. Er schlägt der Mutter mit mindestens fünf Schlägen den Kopf ein.

Für den Kriminalpsychologen Rudolf Egg passen die Taten durchaus in das Klischee vom ruhigen, verschlossenen Täter, von dem die Nachbarn später sagen: Das hätte ich nie gedacht, der war doch so nett. "Es gab offenbar einen enormen Wutstau bei dem jungen Mann, der sich Bahn gebrochen hat", sagt Egg. Wie bei jungen Amokläufern, die sich nie akzeptiert gefühlt haben. Sie fallen in der Schule nicht auf, sie werden übersehen, weil sie nicht aggressiv sind und nicht gebändigt werden müssen. "Wahrscheinlich gäbe es viel mehr solcher Täter, würden sie sich nicht vorher umbringen", sagt Egg. So wie es S. vergeblich versucht hat.

Der führt nun seine Tat zu Ende. Obwohl es für ihn laut Böhle "ein Horror" gewesen sein muss, funktioniert er wie ein Roboter. Erst wickelt er die Leichen in Malerfolie. Dann fährt er zum Bahnhof, nimmt den nächsten Zug nach Hamburg, schläft im Hotel und steht am nächsten Morgen pünktlich in der Finanzverwaltung. Gruppengespräche folgen, dann ein einstündiges Einzelgespräch. Gegen Mittag sitzt er wieder im Zug nach Rathenow.

Dann geht es weiter, immer weiter: Er kauft eine Kettensäge, macht Probeschnitte an Holzbalken, dann am linken Fuß des Vaters. Er zerlegt die Eltern, kauft sich einen Fernseher, um die Fußball-WM zu sehen. Weil die Leichen in der Sommerhitze schon stinken, stellt er im Haus Duftkerzen auf. Er schläft kaum, recherchiert im Internet, wie Krematorien funktionieren. Nachts verbrennt er die Reste des Vaters, am Tag zerstückelt er die Mutter. Den Nachbarn erzählt er, seine Eltern seien verweist. Doch die glauben ihm nach vier Wochen nicht mehr und holen die Polizei. Die findet Leichenteile der Mutter in zwei Plastikfässern im Schuppen. S. kommt in Haft. Erstmals seit Wochen kann er wieder schlafen.

Der Ausbruch aus dem elterlichen Gefängnis endet für René S. wieder hinter verschlossenen Türen. Gestern verurteilt ihn das Gericht wegen zweifachen Mordes. Lebenslänglich lautet die Strafe, die er nun in einem echten Gefängnis absitzen muss.

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

Es sei ein Urteil, das man nicht unbedingt als befriedigend empfinden müsse, sagt der Richter.

Flüstern oder Schreien

Wer Sozialarbeit lernt, kann sich nicht vorstellen, was man hinterher tun muss. Sagt eine Mitarbeiterin im Jugendamt Berlin-Spandau. Und was man tut, ist falsch. Es ist zu wenig oder zu viel, zu früh oder zu spät. Vom Alltag einer überladenen Behörde.

Von Ariane Bemmer, Der Tagesspiegel, 04.04.2011

Am Tisch sitzt eine Frau, die ihre schmale Steppjacke nicht ausgezogen hat. Sie erzählt von ihrer Teenagertochter, die klaut und die sie aus dem Haus haben will. Ihr gegenüber sitzt ein bulliger kahlköpfiger Mann, der trommelt mit dem Stift auf dem Tisch, wenn er Zwischenfragen abschießt.

– Gibt es sonst noch ein Problem?

Die Tochter trinkt auch.

– Sonstige Drogen?

Weiß die Mutter nicht.

– Gibt es sonst noch ein Problem?

Die Tochter sei sehr stark, also dick, und groß, die Mutter hat Angst vor ihr.

– Kam es schon zu Gewalttätigkeiten?

Bisher nicht, nein.

– Gibt es sonst noch ein Problem?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es sei noch eine kleine Schwester in der Wohnung, Halbschwester, die zweite Tochter von dem zweiten Mann, dem jetzigen, um die hat sie auch Angst.

– Schlägt die große die kleine?

Bisher nicht.

– Gibt es sonst noch etwas?

Nein.

Der Mann beendet seine Notizen auf einem von einem Stapel gezogenen Bogen Schmierpapier. Die Frau guckt so lange zum Fenster. Es ist dunkel draußen, so dass sich im Fensterglas nur das beleuchtete, beigefurnierte Amtszimmer spiegelt: die Schreibtische an den Wänden, der Besprechungstisch in der Mitte, an dem sie selbst sitzt und ihr gegenüber der über seine Notizen gebeugte Mann, und so besteht die Welt in diesem Moment aus nichts weiter als ihrer Not.

Was jetzt passiere und wann?, fragt die Frau. Sie müsse die Tochter loswerden, sie sagt: „Es geht nicht mehr“ und kurz sieht sie verzweifelt aus.

Man werde sich melden, sagt der kahlköpfige Mann. Dies sei nur die Erstaufnahme, jetzt werde der Fall verteilt, falls sich in einer Woche niemand gemeldet habe, solle sie anrufen. Während er spricht, schreibt er seinen Namen und seine Telefonnummer auf einen selbstzurechtgeschnittenen Notizzettel und reicht ihn ihr. Dann verlässt die Frau den Ort, an dem sie schnelle Rettung zu finden hoffte, leicht enttäuscht.

Sie ist jetzt drin in einer großen Maschinerie, die sich mit Formblättern, Risikofaktorenlisten, mit Hilfeplänen und Hilfeplankonferenzen, mit Erhebungsbögen und Berichtswesen ihres Problems annehmen wird, kostenlos, weil es ein Recht zu sichern gilt: das Recht junger Menschen auf Erziehung und Förderung ihrer Entwicklung. Sie ist zum Jugendamt gekommen.

Das Jugendamt ist Eingriffsbehörde, Wächteramt und Dienstleister, was davon gerade im Vordergrund steht, ist dauernd neu abzuwägen – und nie unanfechtbar. Es ist eine unfassbar schmale Grenze zwischen Elternhoheit und Kindesrecht, an der da laboriert wird. An der wird schnell die Fassung verloren, und es wird dort laut. Entweder heißt es, das Amt mache zu viel zu früh oder zu wenig zu spät. Gerade erst im Fall des Vaters

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

aus Fluterschen, der Tochter und Stieftochter vergewaltigte und mehrfach schwängerte, die Jahre zuvor in Fällen von verhungerten Kleinkindern, sei es in Thälmassing oder Lahnstein, toten Babys, wie in Hamburg oder in Berlin. Umgekehrt gibt es immer wieder Berichte über Eltern, die demselben Amt vorwerfen, ihnen die Kinder grundlos weggenommen zu haben.

Deswegen sollen die Mitarbeiter nicht erkennbar sein, ebenso wenig wie ihre Fälle. Aber trotz alledem ist das Wartezimmer voll in Berlin-Spandau an diesem Nachmittag in dem düsteren Behördenhochhaus, als Sprechstunde ist, weshalb die Frau in der schmalen Steppjacke im beigefurnierten Zimmer am Ende eines langen Flurs saß, bevor die nächste Frau eintrat. Auch sie setzte sich, ohne die Jacke abzulegen. Auch sie wurde dazu nicht aufgefordert. Auch sie war am Ende. Auch diesmal trommelte der Sozialarbeiter mit dem Stift, machte Notizen auf einem Schmierpapierbogen, fragte nach. Probleme seit wann? Warum? Was ist mit dem Vater? Dann wieder: Erstaufnahme, Konferenz, Verteilung, bitte anrufen, wenn wir uns nicht melden. Auf Wiedersehen, die Nächste bitte.

Die Konferenzen sind die Rückversicherung der Mitarbeiter. Immerzu findet eine statt, zu klären ist, ob die Sachbearbeiter die richtigen Maßnahmen angeordnet haben, ob das gespannte Netz die Problemfamilie halten kann. Niemand ist mit einem Fall allein, es herrscht ein Vier-Augen-Prinzip, mindestens zwei Mitarbeiter pro Fall. Aus historischen Gründen gibt es keine übergeordnete Fachaufsicht. Man wollte die zentral gesteuerten Erziehungsstrukturen der nationalsozialistischen Jugendpolitik gründlich zerstören. Also schuf sich nach Kriegsende, zumindest im Westen des Landes, jede Kommune nach ihren Vorstellungen ihr Jugendamt.

In der Sprechstunde sitzt inzwischen eine 16-Jährige am Tisch, die auf Staatskosten in einer Wohngemeinschaft untergebracht und in eine Ausbildung vermittelt wurde. Dort macht sie neuerdings Schwierigkeiten. Sie ist mit zwei Betreuerinnen angereist und macht den Eindruck, als halte sie den finanziellen wie personellen Aufwand, der ihretwegen betrieben wird, für das Normalste der Welt.

Der Aufwand fußt auf dem Kinder- und Jugendhilfegesetz, KJGH, von 1990, in dem das Recht jedes jungen Menschen auf „Förderung seiner Entwicklung und auf Erziehung zu einer eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit“ festgeschrieben ist. Für dieses Recht zu sorgen, nennt derselbe Paragraph das „natürliche Recht der Eltern“, ob die das tun, überwache der Staat.

Oder wie eine Spandauer Beamtin es formuliert: „Für alles, was es an Problemen mit Jugendlichen gibt, sind wir der Mülleimer.“ Ein Mülleimer, der immer voller und auch immer kleiner wird.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Etwas mehr als 220 000 Einwohner hat der Berliner West-Bezirk, dem die Wiedervereinigung übel mitspielte. Nach Mauerfall zogen die geordneten Familien oft raus ins Brandenburgische. Den Leerstand füllten die Vermieter mit immer problematischeren Nachzüglern. Heute gibt es im Bezirk Hochhäuser, in denen jede darin lebende Familie dem Jugendamt bekannt ist.

Es werde mehr angezeigt, auch von Schulen, von Krankenhäusern, von Gesundheitsdiensten, Ärzten, Kitas, Nachbarn. Die Leute seien sensibilisierter, sagen sie im Amt, das liege auch am Netzwerk Kinderschutz, vom Berliner Senat 2007 initiiert, und das sei gut. Denn ohne Hinweis wird das Jugendamt nicht tätig. Und es gebe auch mehr Verwahrlosung. Mehr psychisch Kranke. Mehr Familien, in denen alles zusammenkommt: Alkohol, Gewalt, kaum Geld sowieso.

In den vergangenen Jahren sind dem Spandauer Jugendamt die Kosten entglitten, 2008 gaben sie drei Millionen Euro mehr aus als sie zugewiesen bekommen hatten, 2010 gaben sie mit 34 Millionen Euro elf Millionen zu viel aus. Was mit dazu führte, dass freie Stellen frei blieben. Neun von rund 60 Planstellen seien unbesetzt, heißt es. Einige Jugendamtsmitarbeiter betreuen 100 oder 110 Fälle. Für akzeptabel halten sie 70 bis 80.

„Die Bearbeitungszeiten werden länger, Kostenübernahmen bleiben liegen, Beschwerden häufen sich“, steht in einem Offenen Brief, den die Mitarbeiter vor einigen Wochen geschrieben haben. Quantität frisst Qualität, es wird immer schlimmer, auch der Verwaltungswust, dauernd neue Formulare. Es gebe mehr und mehr komplizierte Fälle – und gleichzeitig liegt die Maßgabe zu sparen über allen Betreuungsentscheidungen. Als hätte man es mit dem Ausbessern von Schlaglöchern zu tun und nicht mit menschlichem Leben, manchmal gar Überleben.

„Muss man aus einer vermüllten Wohnung drei Kinder rausholen und im Heim unterbringen, ist die ganze Finanzplanung hinfällig“, sagt eine Mitarbeiterin. Aber was ist die Alternative?

Dienstagvormittag, Fallbesprechungskonferenz in einer der drei Regionalgruppen, in die das Spandauer Amt sich aufgeteilt hat. Fünf Mitarbeiterinnen sitzen an einem Tisch in dem hellen Eckbüro der Gruppenleiterin.

Knapp stellt die Sozialarbeiterin den Fall vor. Eine Jugendliche, die nicht zur Schule geht und Drogen konsumiert. Speed ziehen, Halos schieben, sagt die Sozialarbeiterin. Mutter und Tochter wollen nicht mehr zusammenleben. Wohin also mit dem Mädchen? Die anderen fragen nach, sie sprechen in Abkürzungen. Von 31ern, 34ern, oder wie aus einer 32er eine 35er werden könnte. Die Zahlen stehen für Paragraphen aus dem KJHG,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

für Erziehungsberatung, Familienhilfe, Heimerziehung oder Einzelbetreuung, es gilt: je höher, je teurer.

Als die Leiterin der Gruppe vor 20 Jahren im Beruf anfang, gingen die Beamten selbst in die Familien. Heute wird von ihnen Fallmanagement verlangt. Das Anordnen und Verfügbarmachen von Hilfen, die bei freien Trägern bestellt werden.

In der Runde beschließen sie, dass das Mädchen eine Entziehung machen, sich spezielle Heime in der Umgebung angucken soll, „aber nicht zuerst das teuerste“, ruft eine. Dann reißen sie die Fenster auf. Kurze Pause. Zwei Frauen gehen vor die Tür und rauchen hastig.

Dieses Motivieren, in die Spur bringen, überzeugen, ist anstrengend. Gegen die Menschen können keine erzieherischen Maßnahmen beschlossen werden, das hätte keinen Sinn. Aber womit locken? Entziehungskur, Jobcentermaßnahme – Job? Schulabschluss, Lehre, Anstellung? Das sei schon viel zu systematisch gedacht, sagen die Sozialarbeiterinnen. Die jungen Leute wollten ein gutes Leben und eine eigene Familie. Kinder, an denen sie gutmachen wollen, was bei ihnen schlecht lief. Und dann wiederholen sie doch oft nur, was ihnen geschah und landen zweimal beim Jugendamt. Erst als Kind, das zu schützen ist, und später als Elternteil, vor dem zu schützen ist.

In einer engen Straße mit dunklen Klinkerbauten klingeln zwei Frauen an einer Wohnungstür, hinter der möglicherweise ein Kindwohl gefährdet wird. Es gab einen Hinweis von einer Arztpraxis auf blaue Flecken am Leib einer Dreijährigen. Die Mutter, eine Ausländerin, sei vielleicht überfordert. Ein fremdes Land, ein schwieriges Kind. Wer weiß.

Die Tür wird aufgerissen. Und der Kindsvater baut sich im Rahmen auf. Ein schlecht gelaunter Hüne. Wer sie seien, was sie wollen, ihre Ausweise mal bitte.

Ob sie vielleicht reinkommen dürften?, fragen die Frauen, sie sind Mitarbeiterinnen des Krisendienstes, einer Sondergruppe, die Spandau vor zehn Jahren eingerichtet hat. „Oder wollen wir das im Treppenhaus besprechen?“ Sie schieben sich in die Wohnung. Im kleinen Flur stehen sie sich gegenüber. Der Vater wütend, die Mutter eingeschüchtert, die beiden Damen vom Amt jovial. Sie könnten Hilfe anbieten, sagt die eine, es habe Hinweise auf Probleme gegeben.

– Von wem?, fragt der Mann.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Vielleicht wollten die beiden mal zum Amt kommen, übergeht die Amtsdame die Frage, vielleicht gleich morgen.

Sie zieht aus ihrer Umhängetasche einen Kalender und redet immer weiter. Der Herr sei ja berufstätig, wann es passen würde, der Weg sei nicht weit, mit dem Bus der einen Linie so lange, mit der anderen so lange. Der Mann steht reglos, wie starr vor Wut, aber er ist auch unsicher. Er weiß nicht, ob er sich gegen das Eindringen des Amtes in seine Privatsphäre wehren kann. Und dann sind sie für morgen verabredet.

Die Frauen verlassen die Wohnung, das Haus, eilen zum Auto, setzen sich rein und atmen durch. „Der lässt sich nicht helfen“, sagt die eine. Der komme zum Termin, weil er keinen Ärger wolle, aber munitioniert mit 1-A-Erklärungen für die blauen Flecken und der Ansage, seine Frau und er kämen schon klar. Und dann können sie nicht mehr, als hoffen, dass das stimmt. Denn bis gegen den Willen von Eltern in eine Familie eingegriffen wird, muss sehr viel geschehen.

Es gibt da beispielsweise den Fall einer jungen Mutter, die von ihrem Freund regelmäßig zusammengeschlagen und vergewaltigt wird, und das für vollkommen normal hält. Sie hat noch keine der Attacken angezeigt, aufgefallen ist das nur, weil der Freund einmal auf sie einprügelte, als die beiden mit dem Kinderwagen auf offener Straße unterwegs waren. Passanten riefen die Polizei, die informierte das Jugendamt. Aber wie jetzt weiter? Die Mutter zeigt nichts an und beklagt sich nicht. Und noch hat es keine Prügelspuren am Kind gegeben.

Ein anderer Tag in einer anderen Außenstelle. Eine Mitarbeiterin, die gerne mit Computern arbeitet, hat ihre Fälle elektronisch katalogisiert. Lebensdramen in Kästchen. Name, Problem, Maßnahme. Der Cursor rollt nach unten, vorbei an der Mutter, die wiederholt straffällig wurde, wohin mit dem Kind während der Haftzeiten? Vorbei an der jungen Mutter, deren Freund trinkt und sie dann schlägt. Wann schlägt er das Kind? Vorbei an der Mutter, die in die Psychiatrie eingewiesen wurde, Unterbringung Kind? Dem Mädchen, dessen Eltern bei einem Verkehrsunfall ums Leben kamen, das jetzt bei den Großeltern ist. Familienhilfe angewiesen. Der Scheidungsfall, der am Kind ausgelebt wird – zeigt das Kind Auffälligkeiten? Den geistig-behinderten Eltern, die rund um die Uhr betreut werden, kriegen die das hin mit dem Baby? Der hochschwangeren Frau, der für ihr erstes Kind bereits die Erziehungsfähigkeit abgesprochen wurde. Vorbei an noch einem Scheidungsfall, in dem die Eltern ihren gegenseitigen Vernichtungswunsch über das Kind austragen, das Kind wollte sich umbringen – Kindswohlgefährdung, Herausnahme.

Immer weiter läuft der Cursor den Bildschirm hinab, immer neue Katastrophen entlang: die alkoholabhängige Mutter. Der Säugling mit mehreren Knochenbrüchen. Das an einen Zaun gefesselte Kind. Die Schwangere, die von der Drogenberatung

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

gemeldet wurde. Der impulskontrollgestörte Vater. Dann eine Mutter, die ihr Kind psychisch terrorisiert. Ein Paar, dem bereits vier Kinder weggenommen wurden, jetzt kommt das fünfte.

Wenn man Sozialarbeit lernt, sagt die Mitarbeiterin, kann man sich nicht vorstellen, was man hinterher tun muss. Sie ist, wie die meisten, um die 50 und seit fast 20 Jahren dabei. Sie wurde, wie die meisten, in dieser Zeit mit Messern bedroht, beschimpft und verflucht. „Jeder nimmt was mit nach Hause“, sagt sie. Manchmal, wenn sie abends durch die Straßen fährt, schaut sie auf die Häuser und deren erleuchtete Fenster und denkt, wie heil das alles von außen aussieht, und wo wohl gerade in diesem Moment, in dem sie unten vorbeifährt, oben ein Kind misshandelt wird. Und dann verbietet sie sich solche Gedanken sofort wieder. Sie müssen Distanz halten. „Wir sind ja unser Handwerkszeug“, sagt sie, sie selbst dürfen nicht kaputt gehen.

Eine von ihnen war 2006 Zeugin eines Selbstmords, ein Mann schoss sich vor ihrem Schreibtisch in den Kopf. Da gab sie den Beruf auf.

Die anderen zehren von Momenten großer menschlicher Nähe. Wenn Familien plötzlich alle Abwehr aufgeben, Vertrauen fassen und sich helfen lassen. Bei jeder Familie, sagen sie, gehe irgendwas.

Die beiden Damen vom Krisendienst sitzen in einem kargen Wohnzimmer, das von einem gigantischen Flachbildschirm beherrscht wird. Kontrollbesuch bei einem jungen Paar, das „von den Ressourcen her nicht viel mitbringt“ und jetzt ein Baby bekommen hat. Beim ersten Termin habe der Vater extrem laut und aggressiv auf die Anwesenheit des Jugendamts in seiner Wohnung reagiert, brüllend alle Hilfsangebote abgelehnt, sich stattdessen zuschlagbereit aufgebaut.

Davon ist diesmal keine Spur. Grinsend hängt er im Sessel und tippt auf einem Handy herum. Seine Freundin hat ein Veilchen. Sie sagt, sie seien beim Aufräumen aneinander gestoßen. Das schlafende Baby hält sie im Arm. Die Familienhelferin ist auch da, und so sitzen am Sofatisch des jungen Paares drei Sozialarbeiter und organisieren dessen Alltag.

Eine der Damen vom Amt sagt später, das sei der beste Moment ihres ganzen Tages gewesen. Zu sehen, dass der junge Mann sein Verhalten geändert habe. Jedenfalls dem Amt gegenüber.

Der langsame Tod des einst so stolzen Dorfes

Während August Jaquet beginnt, sich in seinem neuen Leben einzurichten, machen sich die Bagger daran, sein altes zu beseitigen. Ein Besuch in Pier

Von Christoph Classen, Aachener Zeitung/Aachener Nachrichten, 09.12.2010

Inden/Pier. Als er Pier das letzte Mal verließ, wusste August Jaquet nicht, dass es das letzte Mal sein würde. Er stieg ins Auto, seine Frau saß neben ihm, der Hund dahinter und sie fuhren zurück nach Langerwehe-Pier, zu ihrem neuen Haus. Sie fuhren zurück in ihr neues Leben. Seine Frau hat danach keine Lust mehr gehabt; wo sie jetzt wohnt, liegt der Wald doch direkt vor der Tür, hat sie irgendwann gesagt, erinnert sich Jaquet. Und vielleicht war er auch froh darüber. Weil es ihm wehtut, Pier sterben zu sehen. Weil er das Dorf lieber so in Erinnerung behalten will, wie es einmal war.

Das Problem von Pier ist, dass es auf Braunkohle gebaut wurde. Eine halbe Milliarde Tonnen sollen in diesem Gebiet unter der Erde liegen. Sie sind verteilt auf mehrere Flöze, aus dem tiefsten will die RWE AG, einer von Europas größten Energiekonzernen, 2025 die letzte Kohle fördern. Pier steht im Weg. Deswegen muss es weg.

Die Dörfer Inden und Altdorf sind schon weg. Jetzt ist der Braunkohlebagger Richtung Pier unterwegs. 66 Meter ist er hoch, jede seiner zehn Schaufeln fasst zehn Tonnen. Von der Stelle, an der früher mal Piers Ortsrand war, kann man den Bagger sehen. Er reißt eine kilometerbreite Spur durch die Landschaft, wo die Maschine hinkommt, ist nichts mehr, wie es einmal war.

Der Tagebau Inden frisst sich weiter Richtung Osten, 2015 will RWE die erste Kohle auf dem Gebiet zu Tage fördern, auf dem jetzt noch Pier liegt. Bis 2013 sollen auch die letzten Häuser leer sein, die meisten Bewohner sind längst weg. Etwa 100 leben noch in Pier, früher waren es mal 1800. August Jaquet war einer von ihnen.

**** „RWE Power verfolgt seit jeher den Anspruch, die von der Umsiedlung betroffenen Menschen sozialverträglich umzusiedeln. (...) In der Konsequenz orientiert sich der Rückbau daher in erster Linie an den Belangen der dort lebenden***

Menschen. (...) Nach heutiger Planung ist es vorgesehen, den Rückbau von Pier in 2015 abzuschließen.“

Die Menschen haben Pier nicht plötzlich verlassen. Sie gingen langsam und nacheinander. Das Sterben des Ortes zieht sich schon länger hin, und für jeden, den irgendetwas mit dem Dorf verbindet, ist es eine Qual, dabei zuzusehen. Jaquet verbindet eine Menge mit Pier. Deswegen ist er doch noch einmal zurückgekommen. Sein Auto stellt er auf dem Parkplatz vor der Kirche ab. Anfang 2011 wird sie abgerissen, wenn die Orgel ausgebaut ist.

Wer mit Jaquet durch Pier geht, bekommt einen Eindruck davon, wie es dort früher mal gewesen sein muss. Jaquet, 58, Verfahrenstechniker, ist in Pier geboren. Hier stand das Haus, in dem er aufgewachsen ist, hier wurden seine Eltern beerdigt. „Wir hatten alles im Dorf: Drogerie, Sportschuhgeschäft, Bäckereien, Metzgereien und jede Menge Kneipen“, sagt Jaquet, während er an heruntergekommenen Gebäuden vorbeigeht, die früher ein Kindergarten und eine Grundschule waren. Was Pier nicht hatte, war eine Zukunft.

Natürlich wusste Jaquet von dem Vertrag, in dem steht, dass die Bürger der Braunkohle irgendwann weichen müssen. Jeder in Pier wusste das. „Ich war noch ein kleines Kind, als es das erste Mal hieß, Pier werde weggebaggert“, sagt Jaquet. Aber das Vorhaben verzögerte sich, und irgendwann begannen die Pierer zu hoffen, dass der Braunkohlebagger an ihnen vorbeiziehen würde.

Nach seiner Hochzeit 1973 verließ Jaquet seinen Geburtsort. Die junge Familie zog nach Lucherberg, knapp drei Kilometer von Pier entfernt. 1980 kamen sie zurück. Jaquet hatte ein Haus gekauft. Die Leute fragten ihn, warum er das mache. „Wie kann man zurück nach Pier gehen? Das ist doch kein Haus fürs Leben, haben sie gesagt“, erinnert sich Jaquet.

Aber er hatte immer die Hoffnung, dass eines Tages die Braunkohl kein Grund mehr sein würde, Dörfer einfach auszulöschen. Jaquet sagt: „Ich dachte immer: Ach, in 20 Jahren, da gibt es doch ganz andere Energieformen.“

****,Trotz der ambitionierten Ziele der Bundesregierung, die Stromerzeugung aus regenerativen Quellen massiv auszubauen, werden Braunkohlekraftwerke auch zukünftig ihren Platz in einem modernen Energiemix einnehmen. Darüber hinaus fällt der Strom aus regenerativen Quellen sehr unregelmäßig an. Adäquate Speichermöglichkeiten in großem Umfang befinden sich derzeit noch in einem sehr frühen Entwicklungsstadium. (...) Die Zukunft gehört daher den Erneuerbaren und den Energieformen, die diese untertechnischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten***

möglichst gut unterstützen können. Die Braunkohle ist auf diese Herausforderung hervorragend eingestellt.“

Die Jaquets verließen Pier im Mai 2007 ein zweites Mal. Ihr neues Haus haben sie in Langerwehe-Pier gebaut, mit dem Geld, das RWE ihnen als Entschädigung gezahlt hat, um ihr altes abreißen zu können. Die Höhe der Entschädigung sei absolut in Ordnung gewesen, das müsse man mal ganz objektiv feststellen, sagt Jaquet. Und während er begann, sich in seinem neuen Leben einzurichten, machten sich die Bagger daran, die Spuren seines alten zu beseitigen.

Pier wird von außen nach innen abgerissen. Und weil das Haus, in dem Jaquets Eltern wohnten, relativ weit vom Ortskern entfernt stand, ist es schon weg. Auch die Straße, die zu dem Haus führte, gibt es nicht mehr. Aufgewühlte Erde ist alles, was die Abrissbagger zurücklassen. So arbeiten sie sich weiter vor, Straße für Straße, Haus für Haus. Das Schema ist immer das gleiche. Bevor die Steine abgetragen werden, werden die Grundstücke gerodet. Die Häuser, die als nächste an der Reihe sind, erkennt man daran, dass in ihren Gärten nur noch Stümpfe stehen.

Im Ortskern wirkt Pier noch unberührt. Ein Schild verrät, dass es zehn Kilometer bis Düren und in die entgegengesetzte Richtung sechs Kilometer bis nach Kirchberg sind. Man mag dem Schild kaum glauben, so weit wirkt Pier entfernt vom Rest der Welt.

Die Fenster und Türen der Häuser sind mit Pressspanplatten vernagelt, in den Häusern sind nur die Dinge zurückgeblieben, die ihren Besitzer nicht wert genug waren, sie mitzunehmen.

Nicht viel ist es, aber immer noch genug, um andere auf das große Geschäft hoffen zu lassen. Deswegen patroulliert in Pier ein Sicherheits-Unternehmen. RWE hat es engagiert, um das Wohlergehen der noch verbliebenen Pierer zu gewährleisten und um Plünderereien und Vandalismus zu verhindern.

Wenn der Mitarbeiter des Sicherheitsdienstes, der in einem Kleinwagen durch Pier fährt, jemanden erblickt, dann verlangsamt er seine Fahrt. Menschen lassen ihn misstrauisch werden.

Menschen sind eine Seltenheit geworden in Pier. Der Ort führt vor Augen, was von der Zivilisation übrig bleibt, wenn die Bewohner sie verlassen: Häuser aus rotem Backstein, mit Flachdach oder weiß verputzt. Zier- und Nutzgärten mit und ohne Lauben, Wäscheleinen und Satellitenschüsseln.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Natur hat bereits begonnen, sich in Pier wieder breitzumachen. Auf der Terrasse des Hauses, das Jaquet 1980 gekauft hat, ist sie schon recht weit. „Oh wei, oh wei“, sagt Jaquet, als er sie betritt.

Dort, wo jetzt das Unkraut sprießt, herrschte früher heimelige Ordnung. Da der Grill, dort die Rosen. Jaquet sagt: „Hier habe ich manch schönen Abend verbracht“, und dabei klimpert er mit dem Schlüsselbund in seiner Hosentasche.

Jaquets Haus war nie besonders groß, auch nie besonders schön. Ein ganz normales Haus eben, sein Haus, gelegen an der Hauptdurchfahrtsstraße. Die Lage sei das einzige, was er nach dem Umzug vermisst habe. „Wenn ich früher wach wurde, dann brauchte ich nur zu horchen, wie viele Autos vorbeifahren“, sagt Jaquet. Dann wusste er, ob es sich lohnte, noch einmal einzuschlafen, er brauchte keine Uhr. Im neuen Haus hat er den Straßenlärm ein bisschen vermisst.

Die Welt geht nicht unter, wenn Pier von der Landkarte verschwindet, es gibt Zehntausende Dörfer wie dieses. Und doch hat jedes von ihnen seine eigene Geschichte.

Die von Pier begann mit römischen Siedlungen. Im Jahr 873 dann tauchte das Dorf erstmals in einer schriftlichen Quelle auf. Besondere Bedeutung erhielt Pier im Laufe der Jahrhunderte als Hauptort des Dingstuhles Pier-Merken. Erstmals im 14. Jahrhundert urkundlich erwähnt, gehörte der Pierer Dingstuhl dem Herzog von Jülich.

Auf der Homepage der Gemeinde Inden werden die Pierer als stolze Menschen charakterisiert. Eigenständig und selbstbewusst seien sie stets gewesen. Und wenn das in der Nachbarschaft mal falsch verstanden wurde, habe das die Pierer reichlich wenig interessiert.

Es gab eine Zeit, da zählte dieser kleine Ort über ein Dutzend Vereine, die Gemeinschaft funktionierte, sie wurde großgeschrieben, wie man so sagt. Heute ist die Löschgruppe der Freiwilligen Feuerwehr Pier längst aufgelöst, die Fußballer des FC Victoria Pier 1910 laufen in Schophoven auf, und die Karnevalsgesellschaft Rot-Weiß Pier 1956 feiert in Langerwehe.

Aber was bleibt von der Einmaligkeit eines Vereins, wenn man ihm seine Herkunft nimmt?

Mit dem Auseinanderbrechen der Gemeinschaft hadert Jaquet am meisten. „Es ist schade, dass wir keine komplette Umsiedlung hinbekommen haben“, sagt er. Ein Drittel

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

der Pierer sei nach Langerwehe gezogen, ein Drittel nach Inden, und der Rest habe sich auf die umliegenden Ortschaften verteilt.

Jaquet wollte die Gemeinschaft ein Stück weit erhalten und wählte dafür einen Ort, an dem räumliche Entfernungen keine Rolle spielen: Er bastelte eine Homepage zusammen. Bilder von Pier sind dort zu sehen, und es gibt Foren, in denen die Vereine auf ihre Veranstaltungen aufmerksam machen.

Die letzten Einträge sind ziemlich alt, und auch sonst tut sich auf der Homepage nichts mehr. Jaquet hat sie aufgegeben, nicht freiwillig. Sein E-Mail-Eingang sei mit Spam-Post zugemüllt worden, Werbung für Gratis-Viagra, solche Sachen. Deswegen habe er irgendwann keine Lust mehr gehabt, die Seite zu pflegen. Wahrscheinlich wird sie trotzdem länger existieren als der Ort selbst.

August Jaquet steht wieder auf dem Parkplatz vor der Kirche. Bevor er sich ins Auto setzt und zu seinem neuen Haus zurückfährt, das ganz nah am Wald steht, bleibt er noch einmal stehen: „Eigentlich“, sagt er, „konnte uns gar nichts Besseres passieren.“

Er hört seinen Worten einen Moment nach, dann steigt er ein. Er weiß selbst nicht richtig, ob er sich das glauben soll.

**** An diesen Stellen wird aus einem Schreiben von Manfred Lang, Pressesprecher der RWE Power AG, zitiert, der die Anfragen dieser Zeitung schriftlich beantwortet hat.***

„Im Nachhinein war das falsch“: Die Geschichte eines Missbrauchs

Als am 14. Juli 2011 während einer Pressekonferenz bekannt wurde, dass ein Sexualstraftäter nach seiner Freilassung aus der Sicherheitsverwahrung in Dortmund ein Kind missbraucht hat, war die Bestürzung groß. Man habe, hieß es damals von Polizei und Staatsanwaltschaft, nicht mit einer solchen Tat gerechnet. Die Sozialprognose des Täters sei gut gewesen.

Heute belegen unsere Recherchen, dass nicht die gute und effiziente Arbeit der Ermittlungsbehörden zur Ergreifung des Täters geführt hat.

Im Gegenteil: Schwere Ermittlungsspannen und falsche Einschätzungen hätten fast dafür gesorgt, dass der Mann nicht überführt worden wäre. Nur durch Druck der Eltern auf die Polizei wurden die entscheidenden Ermittlungen in die Wege geleitet.

Von Tobias Großkemper, Ruhr-Nachrichten Dortmund, 10.09.2011

Das Kind kommt an diesem Mittwoch Ende Januar nicht pünktlich nach Hause. Draußen ist es trocken und kalt, Familie Kruck hat Stress, der jüngste Sohn zahlt, Schlaf ist Mangelware und gleich steht noch ein Termin für die Zweitgeborene im Kindergarten an.

15.30 Uhr. Wo bleibt das älteste Kind?

15.45 Uhr. Kein Kind. Immer noch nicht.

Der Schulweg ist nicht lang, seit den Osterferien 2010 geht die Siebenjährige ihn alleine. In dieser Zeit kam sie zwei Mal zu spät. Einmal hatte sie einen Strauß Blumen gepflückt, ein anderes Mal hatte sie einen Schneemann gebaut. Sonst war sie immer pünktlich. Heute nicht. Sorgen tauchen auf.

Dann öffnet sich um 16 Uhr die Tür. Das Kind ist da. Endlich.

Der Albtraum beginnt.

„Wo warst Du?“, will die Mutter wissen.

„Ich habe einen Mann kennen gelernt“, sagt das Kind.

Er habe sie mitnehmen wollen, sagt sie noch. Sie habe sich dann losgerissen und sei weggerannt. Mehr sagt sie zunächst nicht.

Wie sich erst Monate später zeigt, hatte das Kind tatsächlich einen Mann kennen gelernt. Er hatte das Mädchen angesprochen, mit ihr auf einer Mauer gesessen, war dann mit ihr in die Tiefgarage des Hauptzollamtes gegangen und hatte das Kind dort sexuell missbraucht.

Bei dem Täter handelt es sich um einen ehemals Sicherungsverwahrten, der aufgrund der Rechtssprechung des Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte freigekommen und nach Dortmund gezogen war. Zunächst war der Mann 24 Stunden am Stück überwacht worden. Jetzt, etwas mehr als vier Monate später, ist die Überwachung komplett eingestellt. Lediglich ein Handy zu seiner Ortung soll er immer dabei haben. Das Handy hat er dabei.

An diesem Mittwoch, dem 26. Januar, weiß die Mutter all das nicht. Sie weiß nur, dass da etwas war. Und sie will Hilfe.

Daniella Kruck ruft bei der Polizei an, schildert ihren Verdacht und erhält, so sagt sie es später, die Auskunft, die Polizei werde sich melden. In einem späteren Vermerk der Polizei steht, dass Frau Kruck sich gemeldet habe. Von eingeleiteten Maßnahmen steht dort nichts. Als das Kind sich am Mittwochabend weiter öffnet und unter anderem von einem Biss in seinen Schritt berichtet, meldet sich Daniella Kruck erneut bei der Polizei und erhält dort die Auskunft, sie solle doch bitte selber die getragene Kleidung des Kindes zur Seite legen, die würde man am nächsten Tag sicherstellen. Das zuständige Kommissariat würde sich bei der Familie melden. So steht es auch in dem polizeilichen Vermerk.

Einen Tag später meldet sich also vormittags eine Polizistin, sie will einen Termin für den nächsten Tag vereinbaren. Auch ihr sagt Daniella Kruck, ihre Tochter habe weitere Details der Tat erzählt. Die Beamtin, eine unter anderem für Kinderbefragungen geschulte Kriminalhauptkommissarin, zieht den Termin vor, die Mutter möge doch bitte noch an diesem Tag nach der Schule mit der Tochter vorbeikommen. Das geschieht.

Die Chemie zwischen den beiden Frauen scheint von Anfang an nicht zu stimmen, zudem ist das Kind unsicher, denn es durfte zwei Dinge eigentlich nicht tun: Den direkten Heimweg verlassen und mit fremden Männern mitgehen. Beides hat das Mädchen, wenn auch nicht freiwillig, getan. Sie fühlt sich selbst schuldig. Die Siebenjährige ist verunsichert.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Mutter wird aus dem Vernehmungszimmer herausgebeten.

Dann schildert das Kind der Ermittlerin die mögliche Variante eines Missbrauchs. Das Mädchen beschreibt die wesentlichen Elemente der Tat: Was geschehen sei, wie der Mann sich genannt habe („Andreas“) und wo man gemeinsam gegessen habe. Andere Schilderungen sind unstimmig und, wie sich später zeigen wird, falsch. Die Beamtin wird aufgrund der widersprüchlichen Aussagen skeptisch.

Der Siebenjährigen wird während der Befragung eine Zeichnung vorgelegt, auf der sie erklären soll, wo der Fremde sie angesprochen und wo er sie missbraucht hat. Die Zeichnung wird auf einem Blatt Papier aus der Hand heraus gezeichnet und ist nicht korrekt, es fehlen Querstraßen. Das Kind gibt falsche Orte an.

Die Zweifel der Beamtin wachsen.

Spätestens jetzt stehen sich zwei Seiten gegenüber, die eigentlich zusammenarbeiten müssten: Da ist auf der einen Seite die Mutter, die glaubt, dass ihr Kind falsch befragt wurde. Und da ist andererseits die Beamtin, die aus den verschiedenen und teilweise widersprüchlichen Aussagen des Mädchens und den falschen Ortsangaben einen falschen Schluss zieht.

In den Akten heißt es später: „Letztendlich bleiben hier erhebliche Zweifel an den Schilderungen (...), wobei nicht gänzlich ausgeschlossen werden kann, dass das Kind in sexueller Art und Weise missbraucht worden ist.“

Dann wird eine DNA-Probe genommen.

Für den nächsten Tag wird ein Ortstermin anberaumt, an dem man gemeinsam die Strecke ablaufen möchte. Als Daniella und Alex Kruck mit ihrer Tochter zu dem Termin kommen, treffen sie auf die Beamtin. Die teilt ihnen mit, eine gemeinsame Begehung sei unnötig, sie habe Fotos gemacht, die könne man gemeinsam betrachten. Die Fotos finden sich in den polizeilichen Akten. Das Problem: Die Bilder erfassen weder den Tatort noch die Stelle, an dem das Mädchen mit dem Mann auf der Mauer gegessen hat.

Erneut kommt es dadurch zu Widersprüchen, das Klima zwischen den Parteien wird nicht besser und die falsche Tatschilderung nicht richtiger.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Beamtin hält die Geschichte offenbar für ausgedacht. Die Eltern haben Sorgen um ihre Tochter. Das Kind ist sieben Jahre alt und hat das Gefühl, etwas falsch gemacht zu haben.

Die Eltern geben später an, die Polizistin habe bei der Verabschiedung angemerkt, sie wolle die - immer noch unkorrekte - Schilderung der Tat prüfen. Sollten sich die Angaben des Kindes als falsch herausstellen, werde sie empfehlen, das Verfahren einzustellen, und die DNA-Probe nicht an das Landeskriminalamt weiterleiten.

Auf die Idee, die Handy-Daten eines Mannes, der wegen Kindesmissbrauchs in mehreren Fällen in der Sicherungsverwahrung saß, vorzeitig freigegeben ist, weiterhin als hochgradig rückfallgefährdet gilt und nicht mehr überwacht wird, mit einem möglichen Tatort abzugleichen, kommt offenbar niemand.

Die DNA-Probe bleibt zunächst, wo sie ist.

Die Eltern, die das nicht verstehen, gehen den Weg, den das Kind am Missbrauchstag nahm, am Freitag selbst mit dem Mädchen ab. Bei diesem Gang scheint plötzlich alles schlüssig, das Kind zeigt den richtigen Tatort, Alex Kruck ruft erneut die Polizei an und will einen Beamten vor Ort haben. Er wird darauf hingewiesen, sagt er später, dass das Hinauskommen der Beamten Geld koste. Schließlich kommt dennoch ein Polizist hinaus, der sich das Geschehen noch einmal erklären lässt.

Dann geschieht nichts.

Zwölf Tage nach der Tat leiten die Eltern eine Dienstaufsichtsbeschwerde gegen die Kriminalhauptkommissarin ein.

Knapp einen Monat nach der Tat bekommt Familie Kruck Post von der Staatsanwaltschaft Dortmund. Das Verfahren ist eingestellt worden. In dem Schreiben heißt es unter anderem: „Weitere Ermittlungsmöglichkeiten liegen zurzeit nicht vor.“ Die Eltern verstehen die Welt nicht mehr, für sie sind längst noch nicht alle Ansätze ausreichend untersucht.

Wiederum fünf Tage später meldet sich der Vorgesetzte der Beamtin und möchte mit den Eltern über die Dienstaufsichtsbeschwerde sprechen. Er kommt am 28. Februar abends bei den Krucks vorbei, hört sich ihre Sorgen an und es kommt laut Schilderungen der Eltern zu einer Art Geschäft: Wenn sie die Beschwerde fallen ließen, würde der Vorgesetzte dafür sorgen, dass die Ermittlungen weiter laufen und die DNA-Probe, die am Kind sichergestellt wurde, nach Düsseldorf verschickt würde. Danielle

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Kruck erwähnt in diesem Gespräch, so sagt sie, dass es da doch diesen ehemaligen Sicherungsverwahrten gebe, der sich an Kindern vergangen habe und in Dortmund lebe.

Der Vorgesetzte habe das im Gespräch als Angstmacherei und Polemik der Presse bezeichnet.

Fakt ist, dass die Probe am 3. März, also vier Tage nach dem Treffen von Vorgesetztem und Eltern, an das Landeskriminalamt zur Untersuchung geschickt wurde. Das geht aus einer Notiz auf dem so genannten Sicherstellungsprotokoll des Beweismaterials hervor.

36 Tage nach einer Sexualstraftat und eine Dienstaufsichtsbeschwerde später wird diese Probe also mit niedriger Priorität versandt. Auf die Idee, die Handy-Daten des Mannes zu prüfen oder dem Kind ein Bild vorzulegen, kommt weiterhin niemand.

Am 14. Juli klingelt bei der Mutter das Handy. Eine weitere Polizistin, eine so genannte Opferschutzbeauftragte, meldet sich bei der Mutter. Man wolle, so sagt die Beamtin, nicht, dass die Eltern es aus der Presse erfahren, aber die eingeschickte DNA-Probe habe zu einem Treffer geführt, der Täter sei verhaftet. Dass es sich bei diesem Täter um den ehemals Sicherungsverwahrten handelte, erfährt Daniella Kruck später aus dem Radio.

Nach der Tat wurden 15 Fälle überprüft, bei denen der Mann nach Ende seiner Überwachung durch die Polizei sich möglicherweise Kindern genähert haben könnte. In zwei Fällen gilt er nach Informationen unserer Zeitung als wahrscheinlicher Täter. Beide Taten geschahen vor dem 26. Januar. Also vor dem Tag, an dem die Siebenjährige missbraucht wurde.

Die Polizei möchte sich im Moment zu den Geschehnissen nicht äußern. In diesem Fall, der intensiv geprüft werde, gebe es eine Berichtspflicht an das Innenministerium. Diesem Bericht könne man nicht vorgreifen.

Laut einem Sprecher der Staatsanwaltschaft Dortmund habe es im Februar in der Staatsanwaltschaft die Einschätzung gegeben, dass keine Straftat vorgelegen habe. Darum habe man das Verfahren eingestellt. Der Sprecher: „Im Nachhinein war das falsch.“ Hinweise auf weitere „strafbewehrte“ Taten des Mannes würden derzeit jedoch nicht vorliegen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Diese Rekonstruktion erschien am Samstag, dem 10. September 2011, in der Lokalausgabe der Ruhr Nachrichten, sie war damit das erste Medium, das die Ermittlungsspannen rekonstruierte und öffentlich machte.

Am darauffolgenden Montag zeigte sich die Polizei Dortmund „aufgrund der Schwere der Vorwürfe der Berichterstattung“ eigenständig bei der Staatsanwaltschaft an.

Aktuell wird ermittelt. Im Innenausschuss des NRW-Landtags, in dem der Fall am 23. September Thema war, wurde bereits vorab durch das Innenministerium eingeräumt, dass „fachliche Standards in dem Ermittlungsverfahren nicht eingehalten worden sind“.

Das letzte Wort

In dieser Zeitung erschien unlängst eine rätselhafte Traueranzeige. Wollte sich da eine Tochter an ihrem gerade verstorbenen Vater rächen? Oder steckte etwas dahinter, das sich nur Eingeweihten erschließt? Die Spur führt zu einer Fehde zweier Frauen um die Liebe eines Mannes. Es ist ein Lehrstück dafür, an welch scheinbar banalen Dingen ganze Familien zerbrechen können

Von Volker ter Haseborg, Hamburger Abendblatt, 02.09.2011

Zwei Tage hat Marit überlegt, ob sie den endgültigen Bruch will. Soll ich? Auf diese Weise? Gehe ich zu weit? Als sie sich für den endgültigen Bruch entschieden hatte, wählte sie eine Hamburger Nummer. Sie nannte den Namen ihres Vaters, seinen Geburtstag, seinen Todestag. Dann diktierte sie den Satz, der in der Zeitung stehen sollte. Die Frau von der Anzeigenabteilung stutzte, musste erst mit ihrem Chef besprechen, ob so etwas möglich sei. Es war möglich. Als Marit aufgelegt hatte, war sie erleichtert. "Ich habe das für Papa getan", sagt sie heute.

Irmgard (Name geändert) liest das Hamburger Abendblatt täglich, Seite für Seite. Das wusste Marit. Am Mittwoch, dem 3. August, zwei Tage vor der Trauerfeier für ihren verstorbenen Mann, blätterte Irmgard die Zeitung durch. Auf der Seite mit den Todesanzeigen fiel ihr Blick auf einen bekannten Namen, sie blätterte aber erst weiter. Dann blätterte sie zurück. Da stand der Name ihres verstorbenen Mannes. Auf Seite 13. Dann klingelte das Telefon. Freunde und Verwandte riefen an: "Hast du's schon gelesen?" In der Todesanzeige stand:

"Hallo Papa

Ich habe davon Abstand

genommen, die Wahrheit immer

auszusprechen und mich einfach

mit vielen Dingen abgefunden.

Deine Tochter Marit"

Es ist ein Text, der neugierig macht. Eine Familienangelegenheit wird in die Öffentlichkeit gebracht. In dem Moment, in dem das Familienoberhaupt nicht mehr da

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

ist, bricht die Tochter ein Tabu und liefert ihre Familie dem Getuschel der Leute aus. Peinlich. So was gehört sich nicht. Was ist die Wahrheit? Mit welchen Dingen hat sich die Tochter abgefunden? Warum sucht sie die Öffentlichkeit?

Die Suche nach Antworten führt auf die Insel Helgoland, wo Marit lebt. Und nach Billstedt, wo ihre Stiefmutter Irmgard wohnt.

Marit ist die Tochter aus erster Ehe des Verstorbenen, Irmgard die zweite Frau. Beide trauern. Doch die Trauer eint sie nicht, sie entfernt sie noch weiter voneinander. Und so ist die Geschichte der Todesanzeige aus dem Abendblatt auch eine Geschichte zweier Frauen, die nicht miteinander reden. Wie viele Väter, Mütter, Söhne und Töchter sich anschweigen, weil ein falsches Wort gefallen ist, eine Geste falsch verstanden wurde; von außen betrachtet sind es Banalitäten, die zum Bruch führen. Eine alltägliche Geschichte also zu einer Zeit, in der immer mehr Ehen geschieden werden und es immer mehr zusammengewürfelte Familien gibt wie die von Marit, ihrem Vater und Irmgard.

Marit raucht viel, seit dem 7. Juli, an dem ihr Vater starb. Sie ist 63, zweimal geschieden, Mutter zweier erwachsener Söhne. Ihr dritter Sohn ist im Alter von nicht einmal einem Jahr gestorben. Marit ist ein Kumpeltyp, rot gefärbte Haare, roter Pulli, viel Make-up, lautes Lachen. Marit sitzt im Wohnzimmer ihrer kleinen Helgoländer Wohnung und sucht nach Fotos, auf denen ihr Vater zu sehen ist. Es gibt nicht viele Bilder. Ein Schwarz-Weiß-Foto zeigt einen Mann mittleren Alters mit verwuschelten dunklen Haaren, kurzer Hose. "Das war am Bootssteg. Er hat sich ein eigenes Motorboot gebaut. Mit Kajüte."

Marits Vater war Tischler, seine Werkstatt stand hinter jedem Haus, in dem die Familie wohnte - erst in Billstedt, dann in Neuengamme. Ihr Vater habe ihr bei den Schulaufgaben geholfen und nachts mit ihr am Himmel nach Sternschnuppen gesucht, sagt Marit. "Als ich älter war, habe ich mit meinen Freunden im Garten Party gemacht und deutsche Schlager gespielt. Das fand er gut. Wir hatten viel Spaß mit Papa." Ihr Vater spielte Seemannslieder auf dem Akkordeon, er war im Schießklub, spielte Skat und Schach. Ein Mann, der gesellig war und trotzdem still.

Als Marit mit 14 ihren ersten Freund hatte und abends zu spät nach Hause kam, habe ihr Vater an der Gartenpforte auf sie gewartet. "Wo kommst du denn her? Ich habe schon gedacht, es ist etwas passiert, mein Deern", habe er gesagt. "Mein Deern" - so hat er sie bis zuletzt genannt.

"Er war der ruhende Pol in der Familie, vielleicht ein bisschen phlegmatisch", sagt Marit. Die Ehe ihrer Eltern sei nicht glücklich gewesen. Wenn es zum Streit kam, zog sich der Vater in seine Werkstatt zurück. 1985, Marit war längst aus dem Haus, wurde

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

die Ehe geschieden. Endlich, findet Marit, die nicht viel Gutes über ihre leibliche Mutter sagt. 1986 lernte ihr Vater Irmgard kennen. Er war damals 60 Jahre alt, Marit 37, Irmgard 55.

"Mein Mann und ich - das war von Anfang an eine Einheit." Irmgards Blick fällt auf das Foto ihres Mannes auf dem Kaminsims. Er hatte weißes Haar, einen kurzen Schnurbart, auf dem fünf Jahre alten Foto lächelt er verschmitzt. Irmgard sitzt im Wohnzimmer des Hauses, das sie vor 24 Jahren mit ihrem Mann gekauft und ausgebaut hat. Irmgard ist 81 Jahre alt, von ihrem ersten Mann wurde sie geschieden, aus ihrer ersten Ehe hat sie zwei Töchter. Sie ist eine, die sich mit Nachbarn siezt. Ihr Blick ist misstrauisch, ihre Kleidung hat gedeckte Farben. Die Möbel im Wohnzimmer sind dunkel. Aus dem Fenster sieht man den gepflegten Garten, vor dem Haus steht eine Deutschland-Fahne.

Über eine Kontaktanzeige im "Wochenblatt" hatte sie ihren Mann kennengelernt. "Welcher Herr bis 60, in geordneten Verhältnissen, mit Herz und Geist, möchte mich kennenlernen?", hatte sie inseriert. Ihr gefiel sein Humor. Sie sagt, er habe ihre Stärke geschätzt. "Ich war seine Stütze." Er nannte sie "meine Musch", bis zuletzt.

Elf Monate, nachdem er auf ihre Anzeige geantwortet hatte, kauften sie das Haus. "Das war das schönste Jahr überhaupt", sagt Irmgard. Am 12. Oktober 1990 heirateten sie. Die Verhältnisse waren wieder geordnet. Mit ihren Töchtern habe sich ihr Mann von Anfang an gut verstanden.

"Was Irmgard gesagt hat, war Gesetz", sagt Marit. Wenn sie über ihre Stiefmutter spricht, kneift sie die Augen zusammen, ihre Stimme wird lauter.

Die ersten Begegnungen mit der neuen Stiefmutter seien kühl gewesen. "Ich war eben nur sein Kind. Das hat sie mich spüren lassen." Bei Besuchen im Billstedter Haus sei Irmgard ihr häufig ins Wort gefallen und habe eine unfreundliche Atmosphäre geschaffen. Nach höchstens einer Stunde sei sie wieder gegangen. Marit sagt, anfangs sei sie noch zu Grünkohllessen eingeladen worden, später nicht mehr. Außerdem habe Irmgard ihren eigenen Töchtern und deren Familien Geld gegeben, während sie leer ausgegangen sei.

"Mein Mann war nicht gerade sehr entscheidungsfreudig", sagt Irmgard. "Aber ich habe grundsätzlich alles mit meinem Mann abgesprochen. Warum er so auf mich fixiert war, weiß ich nicht. Vielleicht habe ich ihn zu sehr verwöhnt. Er hat oft gesagt: ‚Mach mal, wie du meinst.‘ Er fühlte sich hier geborgen und wohl." Dass die Tochter aus erster Ehe nicht willkommen gewesen sei, stimme nicht. Sie habe ihr zum Geburtstag Geld aufs Konto überwiesen und sie auch immer mit offenen Armen empfangen. "Wenn sie sich so unwohl gefühlt hat, hätte sie auch gar nicht zu kommen brauchen. Sie war

immer die Erste, die ging. Warum? Wir sind eine sehr offene Familie. Unsere Familie ist wirklich so was von intakt."

Selbstverständlich sei Marit immer zum Grünkohlessen eingeladen gewesen. Aber dann sei sie nicht mehr gekommen. "Weil sie Krach mit ihrem Vater gehabt hat. Es war nach dem Tod ihres Kindes. Dann war 20 Jahre Funkstille." Ihr Mann habe nie über den Streit gesprochen. "Ich habe auch bewusst nicht darüber geredet. Es ist nicht mein Kind, es ist sein Kind." Marit habe auch mit ihren eigenen Söhnen immer wieder Streit gehabt.

Marit sagt, dass es höchstens eineinhalb Jahre Funkstille gewesen seien. Damals vor 21 Jahren, als ihr dritter Sohn gestorben war. "Papa hatte mir und meinem zweiten Mann ein Bett für den Jungen geschenkt. Nach dem Tod des Kindes habe ich das Bett sofort verschenkt, ich konnte es nicht mehr sehen. Zwei Tage nach dem Tod rief Papa an und sagte: ‚Wir wollen das Bett zurück.‘ Falls eine von Irmgards Töchtern ein Kind bekommt. Er hat also in Irmgards Auftrag angerufen." Ihr Vater habe nicht verstehen können, warum Marit das Bett weggegeben hatte. Nach der Funkstille habe sie sich aber wieder bei ihrem Vater gemeldet. Über ihren Streit hätten sie nie geredet. Von diesem Zeitpunkt an hätten sie wieder regelmäßig Kontakt gehabt. Auch als sie nach zwei gescheiterten Ehen die Abgeschiedenheit suchte und nach Helgoland zog, wo sie heute in einem Duty-free-Geschäft arbeitet.

Ihr Vater habe sie angerufen, wenn Irmgard weg war. "Er hat gesagt, dass Irmgard immer meckert und dass sie alles bestimmt - das Fernsehprogramm, die Finanzen." Er selbst sei zu schwach gewesen, sich aufzulehnen, sagt die Tochter. Und sie habe die Konfrontation nicht gesucht, weil sie nicht riskieren wollte, dass es Streit zwischen den Eheleuten gibt - und dass die Ehefrau ihrem Mann den Kontakt mit der Tochter untersagt. Ihr Vater habe sich mehr und mehr in sich selbst zurückgezogen.

Mit ihrem jüngeren Sohn verstehe sie sich gut. Zu ihrem älteren Sohn habe sie einen schlechteren Draht, aber zerstritten seien sie nicht.

Irmgard sagt über Marits Leben: "Es geht ein bisschen drunter und drüber. Unsere Familie ist ein bisschen einfacher." Wenn sie über Marit spricht, wird ihr Ton ihrer Stimme kalt. Vor allem wenn sie sich dafür rechtfertigt, dass sie ihren Mann ins Pflegeheim gegeben hat.

Marit sagt: "Das Haus ist so groß. Sie haben alles zu ebener Erde. Man hätte eine Pflegekraft einstellen können. Aber darauf hatte sie keinen Bock. Deshalb hat sie ihn ins Pflegeheim geschickt."

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Irmgard sagt: "Er war sehr krank. Ich habe ihn seit dem Frühjahr 2010 jeden Morgen geduscht, ihn angezogen, abends wieder ausgezogen. Nachts ist er manchmal durch das Haus geirrt. Das habe ich niemandem erzählt. Das war eine Sache zwischen meinem Mann und mir. Die Ärzte sagten zu mir: „Das können Sie nicht mehr in Ihrem Alter.“"

Die Stiefmutter habe ihren Vater ins Heim gegeben, weil sie selbst Urlaub machen wollte. Erst nach einem Monat habe sie angerufen und ihr gesagt, wo sich der Vater befindet. "Ich war total erschüttert", sagt Marit.

"Ich weiß nicht, wann ich ihr das erzählt habe", sagt Irmgard. Für sie sei das nicht so wichtig gewesen. "Die hat sich 20 Jahre nicht um ihren Vater gekümmert. Muss ich die dann fragen, ob ich ihn ins Heim geben darf? Nee, dafür bin ich ja wohl erwachsen genug." Im Urlaub sei sie nicht gewesen, dafür jeden Tag bei ihrem Mann im Heim.

Traurig sei ihr Vater im Heim gewesen, sagt Marit. "Was mache ich hier bloß?" Und "Was machen die mit mir?", habe er sie bei ihren Besuchen gefragt und häufig geweint. Das Heimpersonal sei sehr nett gewesen. "Die wussten gar nicht, dass er eine Tochter hat", sagt Marit. Einmal habe das Heim auch angerufen und sie über den Gesundheitszustand des Vaters unterrichtet. Danach gab es Ärger. Es sei ihr gesagt worden, dass sie über den Gesundheitszustand ihres Vaters keine Auskünfte bekommen könne. Weil Irmgard die Generalvollmacht über ihren Vater hatte und nicht wünschte, dass man die Tochter informiere.

Am 13. März haben sie zusammen im Heim den 86. Geburtstag ihres Vaters gefeiert. Es gab Kaffee und Kuchen, ihr Vater habe sich gefreut. "Er war traurig, als er in sein Zimmer musste. Irmgard hat die Tafel aufgelöst."

Im Heim sei es mit ihrem Mann rasant bergab gegangen, sagt Irmgard. Früher wog er 84 Kilo, im Heim waren es nur noch 52. "Er wollte nach Hause, zu mir." Er habe zwar keine Schmerzen gehabt, aber gelitten. Manchmal habe er gesagt: "Ich mag nicht mehr."

Dass das Heim Marit keine Auskünfte erteilen durfte, verteidigt Irmgard heute noch. "Da kann doch jeder anrufen und sagen, sie sei die Tochter. Ihre ganze Familie ist zerstritten - das ist eine ganz gefährliche Sache. Sie hätte mich doch anrufen können, um sich nach ihrem Vater zu erkundigen."

Die Geburtstagsfeier sei schön gewesen. Und um 19 Uhr habe ihr Mann selbst ins Bett gewollt, er sei bereits in seinem Stuhl eingeschlafen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Am Donnerstag, dem 7. Juli, um halb sechs Uhr morgens ist der Mann, der Marits Vater und Irmgards Ehemann war, gestorben.

"Das Erste, was ich gemacht habe: Ich habe Marit angerufen", sagt Irmgard. "Das musste sie auch, bevor mich das Heim wieder anruft", sagt Marit.

Sie habe bei den Vorbereitungen zur Trauerfeier helfen wollen, sagt Marit. Aber sie fühlte sich auch hier von Irmgard ausgegrenzt. Und dann kam ihr die Idee mit der Anzeige. Eine Traueranzeige für ihren Vater. Und gegen Irmgard. Die Botschaft würde sie erreichen:

"Ich habe davon Abstand
genommen, die Wahrheit immer
auszusprechen und mich einfach
mit vielen Dingen abgefunden."

"Er hatte keine Freude mehr am Leben, weil er so unterdrückt war", sagt Marit. Das sei die Wahrheit. Sie habe sich zu Lebzeiten ihres Vaters damit abgefunden, dass Irmgard sein Leben bestimmt. Aber jetzt sollten es alle wissen. Zumindest diejenigen, die die Familie kennen. Man kann ihre Anzeige völlig anders verstehen. Nämlich so, dass zwischen Marit und ihrem Vater etwas vorgefallen war. Missbrauch, Verrat, Lügen. Marit ist sich dessen bewusst, aber es ist ihr egal. "Papa hätte gewusst, wen ich mit der Anzeige meine", sagt sie.

Irmgard sagt, dass die meisten Anrufer nach Erscheinen der Anzeige von einem Racheakt der Tochter an ihrem Vater ausgegangen seien: "Aber wenn sie mich meint, dann soll sie's. Das ändert nichts an den 25 glücklichen Jahren mit meinem Mann." Der Text aus der Anzeige stammt nicht von Marit selbst. Sie hat ihn aus einem Meditationsbuch für Frauen. Sie sagt, der Text passe zu Irmgard: "Was sie mir angetan hat all die Jahre über, das kann sie gar nicht mehr gutmachen."

Irmgard sagt: "Wenn ich etwas mit jemandem zu regeln habe, dann mache ich das Auge in Auge. Wenn ich nicht dazu fähig bin, halte ich den Mund."

Die Trauerfeier für den Verstorbenen fand am Freitag, dem 5. August in einer Halle am Öjendorfer Friedhof statt. Marit ging trotz allem hin. Sie erschien mit ihrem zweiten Ex-Mann und ihrem jüngeren Sohn. Irmgard kam mit ihren Töchtern und deren Familien.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Wir trafen zur gleichen Zeit ein. Sie hat uns gar nicht beachtet", sagt Marit. "Die Trauerfeier ging an mir vorbei. Ich war fix und fertig", sagt Irmgard.

Sie hatten eine Trauerrednerin engagiert. Als diese über das Leben des Vaters sprach, habe sie den Namen "Marit" nicht erwähnt, sagt die Tochter. Auf der Schleife des Kranzes, den sie für ihren Vater bestellt hatte, stand: "Unsere Seelen werden sich finden."

Nach der Trauerfeier stellte sich Irmgard mit ihrer Familie an den Ausgang, um die Beileidsbekundungen der Gäste entgegenzunehmen. "Sie hat nicht gefragt, ob ich mich auch dorthin stellen möchte", sagt Marit.

Irmgard sagt, Marit hätte sich doch mit an den Ausgang stellen können.

Und so ging Marit mit ihrem Ex-Mann und ihrem Sohn an Irmgard und ihrer Familie vorbei. "Wir haben nicht kondoliert", sagt Marit. Und auch später, als es im Café Hornung noch Sherry, Suppe und Kanapees für die etwa 30 Trauergäste gab, habe sie sich zeitig verabschiedet. "Die Leute haben mich angeguckt wie einen Alien. Das war peinlich", sagt Marit. Natürlich hatten alle ihre Anzeige gelesen.

"Es ist doch ihr Bestreben gewesen, dass es jemand liest", sagt Irmgard.

Beide Frauen sagen, dass sie nichts mehr miteinander zu tun haben wollen. Zumindest persönlich.

Marit hat nach der Trauerfeier dann eine Woche gewartet und sich dann einen Anwalt genommen, der Irmgard einen Brief geschickt hat. Darin wird Irmgard aufgefordert, Stellung zum Erbe zu nehmen. "Das mache ich auch für Papa. Er hat schon vor Jahren gesagt, dass ich etwas bekommen werde", sagt Marit.

Irmgard hat den Brief erhalten. "Ich weiß gar nicht, warum sie sich dafür einen Anwalt genommen hat. Ein Testament gibt es nicht. Es gilt die normale gesetzliche Erbfolge." Die Ehefrau bekommt die Hälfte des Vermögens des Mannes, der Rest wird unter den Kindern und Kindeskindern verteilt. Irmgard sagt, dass die Möbel im Haus alle ihr gehören, auch das Auto laufe auf ihren Namen. Ihr Mann habe wenig Geld gehabt, als sie ihn kennenlernte. Das Erbe sei viel kleiner, als Marit denke. Irmgard hat sich jetzt ebenfalls einen Anwalt genommen, der eine Inventarliste erstellt. "Wahrscheinlich traut sie mir nicht von hier bis zur nächsten Wand. Dabei müsste sie wissen, dass mit mir zu reden ist."

Marit sagt: "Ich weiß, warum ich mir einen Anwalt genommen habe." Hinzu komme, dass Irmgard ihr nicht gesagt habe, wann denn die Beisetzung ihres Vaters stattfindet. "Das hat sie extra gemacht", sagt Marit.

Die Beisetzung der Urne hat mittlerweile stattgefunden, auf dem Öjendorfer Friedhof. "Das habe ich bewusst so gemacht, damit nicht am Grab irgendein Theater ist", sagt Irmgard. "Da war nur ich."

Hass lass nach

Zugereiste aus dem Ländle gelten als Mietpreistreiber und Speerspitze der Gentrifizierung. Sie werden verbalbert und angepöbelt, zuweilen schlägt ihnen sogar Hass entgegen. Ein Schwabe schlägt jetzt zurück, mit Pinsel und Farbe. Doch woher kommt dieser Hass? Und wo führt er hin?

Von Moritz Honert, Tagesspiegel, 27.08.2011

Die Wörter Hass und Hase trennt nur ein einziger Buchstabe. Aber der genügt, um aus einer Beleidigung einen Witz zu machen. „Da muss man ein wenig ausholen, um das zu erklären“, sagt Chris, hockt sich auf der Straße hin und macht seinen Rucksack auf. Der 28-Jährige wuchtet einen Eimer weiße Farbe in den Sack. Trainierte Muskeln spannen sich unter dem T-Shirt. Dann wirft er eine Kapuzenjacke über, steigt aufs Fahrrad und beginnt im Fahren zu erzählen.

Ein paar Wochen zuvor. Berlin, Mauerpark, ein Sonntagnachmittag im April. Chris war mit Freunden verabredet. Sie wollten sich die Karaoke-Show im Amphitheater ansehen, wo sich jedes Wochenende mehr oder weniger begabte Sänger vor großem Publikum zum Affen machen und den Lärm des benachbarten Flohmarkts mit Interpretationen von „Beat it“ oder „99 Luftballons“ übertönen.

Wie sonst auch erklimmen sie die Stufen, suchten sich in dem Gewühl einen Platz auf den Rängen und blickten in die Tiefe – da brüllte es ihnen in gut ein Meter hohen Lettern entgegen: „TOTALER SCHWABEN HASS“ stand auf dem Rund der Amphitheaterbühne.

In Chris, der an der Hochschule für Technik und Wirtschaft studiert, regte sich Zorn. Als Schwabe in Berlin hat er mehr als einmal erlebt, dass ihm mancher nach dem Kickern in der Kneipe nicht mehr die Hand schütteln wollte, weil er alles kann außer Hochdeutsch und seine Landsleute seit geraumer Zeit als Sündenbock für steigende Mieten und zunehmende Spießigkeit herhalten müssen. Jetzt reicht es, fand Chris. Hass? Weswegen? Wem hat er etwas getan? Er trinkt keine Latte macchiato, er arbeitet in keiner Werbeagentur, er lebt nicht in einem Loft am Kollwitzplatz, in dem vorher vier alteingesessene Rentner und fünf Arbeiterfamilien Platz hatten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Am nächsten Tag kaufte er zwei Tuben weiße Farbe und einen Anstreicherpinsel, dann zog er los. Mitten in der Nacht. Mit ein paar Strichen wurde aus „TOTALER SCHWABEN HASS“ ein „TOTALER SCHWABEN HASE“. Da noch Farbe übrig war, pinselte er noch einen Hasenkopf in die Mitte der Bühne. „Der Widerstand braucht ja ein Symbol“, erzählt Chris, während er in die Pedale tritt. Außerdem passe das mit dem Hasen ganz gut, weil sein eigener Nachname so ähnlich klingt wie der von Playboy-Gründer Hugh Hefner. Genauer will er nicht in der Zeitung stehen haben.

Es dauerte allerdings nicht lange, bis der Gegenschlag folgte. Kaum eine Woche später hatte sich der „HASE“ wieder in „HASS“ verwandelt, die Verantwortlichen hatten sogar unterschrieben: Quer über dem weißen Bunny prangte die Abkürzung „TSH“.

Doch Chris gibt nicht auf. Inzwischen ist Sommer. Er steigt vom Rad. Wieder steht er im Mauerpark. Wieder ist es halb zwei am Morgen. Die Luft ist feucht, die Nacht stockfinster. Das rote S, das über seinem weißen E prangt, kann man trotzdem deutlich erkennen. Den Rest der Parole haben die ständigen Wolkenbrüche der vergangenen Tage fast abgewaschen. Chris geht über die Steine zu seinem Hasen, der auch schon ziemlich blass ist. Das rote TSH aber leuchtet immer noch jedem entgegen, der von oben auf die Bühne schaut.

„Mich ärgert das echt“, sagt Chris. Er fühlt sich von den Parolen beleidigt. Persönlich. Deswegen der Guerilla-Einsatz. Dann stemmt er den Farbeimer auf, den er am Nachmittag im Baumarkt besorgt hat, und legt los. Er malt schnell. Zieht die Umrisse des Hasenkopfes nach. Als ein quietschendes Fahrrad vorbeirollt, hält er kurz inne. Zwanzig Minuten später leuchtet der Hasenkopf weiß und unheimlich in der Nacht. Der Hass ist getilgt. Wieder einmal. „Ist doch schön“, sagt Chris, als er nach getaner Arbeit von den Stufen auf seine Arbeit hinunterblickt. „Mal gucken, wie lange es diesmal hält.“ Wenn er Glück hat, länger als die Farbe, die an seinen Fingern trocknet. Dass er den Kampf schon gewonnen hat, glaubt er keine Minute lang.

Man spürt den Groll, der in Chris sitzt, wenn er erzählt, was er in Berlin erlebt hat, seit er vor drei Jahren aus einem Dorf bei Stuttgart (2500 Einwohner und berühmt für sein Mineralwasser) nach Prenzlauer Berg (mehr als 140 000 Einwohner und berühmt als Schlachtfeld der Gentrifizierung) übersiedelte. „Als ich hergezogen bin, wusste ich nicht, dass die Schwaben hier so ein negatives Image haben“, sagt er. Allerdings habe ihm die Stadt das ziemlich schnell klargemacht.

Am ersten Tag in der Uni habe der Erste ihn gleich dumm angemacht: Was er hier denn wolle. 2008 war das. Das Jahr, in dem am Kollwitzplatz Poster hingen mit der Aufschrift „Schwaben in Prenzlauer Berg: Spießig, überwachtungswütig, keinen Sinn für Berliner Kultur – Was wollt ihr eigentlich hier?“. Das Jahr, in dem eine Umfrage des

Stadtmagazins „Zitty“ den „Porno-Hippie-Schwaben“, jene, wie es hieß, „wohlhabende Weiterentwicklung des Latte-macchiato-Trinkers, der in aller Regel in den Medien oder der Werbung arbeitet“, zur Berliner Hassfigur Nummer eins kürte. Wenn die Leute sagen, das sei doch alles nur ein Ulk oder existiere lediglich im Feuilleton, schüttelt Chris wütend den Kopf.

Während er aus dem Park zurück zu seiner WG radelt, erzählt er von den Postern, auf denen der an Nazi-Rhetorik angelehnte Slogan „Kauf nicht beim Schwaben“ stand, von seiner Uniprofessorin, die ihn mit Sprüchen wie „Aus Schwaben kommst du, aha, und das Studium zahlen die Eltern, wie?“ traktierte, von dem Hotel an der Warschauer Brücke, vor dem auf einem Schild stand, mehr als vier Schwaben auf einmal hätten hier keinen Zutritt. „Stell dir mal vor, da hätte ‚Türken‘ gestanden – oder ‚Juden‘“, sagt Chris. „Wie viele Leute hätten darüber gelacht?“ Viele Bekannte aus seiner Heimat haben Ähnliches erlebt, sagt er. In Mitte und Friedrichshain, vor allem aber in Prenzlauer Berg. Immer wieder. Wenn das lustig sein soll, dann versteht er den Witz nicht. Das Graffiti im Mauerpark habe dann das Fass zum Überlaufen gebracht. Jetzt geht er regelmäßig malen. „Irgendwas muss man ja machen, damit das mal aufhört.“ Viel Hoffnung hat er allerdings nicht.

Chris kennt Berlin nicht anders. Es gab allerdings mal Zeiten, da waren Schwaben in Berlin nur eine Minderheit von vielen. „Dass der Schwabe sich langsam zur Hassfigur entwickelte, war irgendwann Mitte der neunziger Jahre“, erinnert sich Andreas Günzler. 1978 ist er aus Stuttgart nach Berlin gezogen. Allerdings haben auch bei ihm 33 Jahre Großstadt den schwäbischen Dialekt nicht völlig abschleifen können. Jetzt sitzt der Anwalt in seiner Kanzlei in Kreuzberg und sagt: „Sicher, wir waren Exoten, aber dass wir wegen unserer Herkunft angefeindet wurden, das gab es früher nicht – nirgendwo.“ Das erste Mal davon gehört hat er, als in dem Kreativen- und Studentenviertel Prenzlauer Berg im großen Stil mit der Sanierung begonnen wurde.

Dass der Schwabenhass hier sein Zentrum hat, ist kein Wunder. Kein anderer Stadtteil wurde nach der Wende in so kurzer Zeit so umgekrempelt wie dieser. Allein zwischen 1991 und 1996 wurde knapp die Hälfte der gut 145 000 Einwohner des Bezirks ausgetauscht. So etwas verändert keinen Kiez, so etwas revolutioniert eine Nachbarschaft. Vor allem, da viele Zugezogene reicher, besser ausgebildet und jünger waren als die Alteingesessenen, denen bald die Mieten zu teuer wurden.

So ähnlich klingt das dann auch, wenn man sich in den Fußballkneipen des Kiezes umhört. Seinen Namen will keiner nennen, aber es reden doch einige. „Die kommen, ziehen neben eine Kneipe und rufen dann um zehn die Polizei, wenn mal einer ‚Tor‘ schreit“, sagt einer. „Die machen eine Bäckerei auf, nachdem sie vorher eine zugemacht haben, schreiben ‚Schwäbische Bäckerei‘ drauf und wundern sich, wenn die Leute sauer werden, weil sie ihre Ost-Schrippen nicht mehr bekommen“, sagt ein anderer. Das ist der Tonfall – auch wenn selbst hier allen klar ist, dass nicht nur Schwaben für die Veränderungen verantwortlich sind. „Schwabe“ steht stellvertretend für alle Zugezogenen Hamburger und Bielefelder, ist Schlagwort der Veränderung.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wer der Erste war, der die Schwaben zum Sündenbock ernannte, weiß keiner mehr. Aber die Parole zog schnell Kreise – durch alle Bevölkerungs- und Bildungsschichten. Der Tagesspiegel forderte vor den Silvesterfeierlichkeiten 1999 in einer Glosse eine „Sperrung der Stadt für Bauern und Schwaben“, der Komiker Fil machte sie zum Gegenstand des Spotts in seinen Sketchen für Studenten („Der Penis ist in der Vagina ein glücklicher Zwerg, so wie der Schwabe in Prenzlauer Berg“), die Antifa Wilmersdorf feierte anno 2008 eine Klopperei im Q-Dorf mit der Schlagzeile „Berlins widerlichste Schwaben-und-Touri-Disco kaputt geschlagen“. Zeitungen aus Stuttgart und München berichteten. Und irgendwann wurde nicht mehr nur eine Sperrung der Stadt gefordert. „Tötet Schwaben!“ – so stand es an Häuserwänden in Prenzlauer Berg. Jetzt hätte das jemand fast in die Tat umgesetzt. Ein Zeitungsbote zündete Kinderwagen in Hausfluren in Prenzlauer Berg an und gab nach seiner Festnahme laut Polizei zu Protokoll, er habe aus „Schwabenhass“ gehandelt.

Warum ausgerechnet die Schwaben? Die schiere Masse kann es nicht sein. Wie viele von ihnen in Berlin leben, ist unbekannt. Gelegentlich heißt es, die Schwaben seien die größte Minderheit in der Stadt nach den Türken, aber nicht mal das Statistische Landesamt mag das unterschreiben. Selbst eine Sprecherin der Landesvertretung von Baden-Württemberg in Berlin zuckt nur die Schultern bei der Frage: „Das geht ja schon damit los, dass nur der Zuzug aus Baden-Württemberg gemessen wird. Und dann zählt man ja nicht nur Schwaben, sondern auch Badener.“ Jedenfalls sind seit 2001 jährlich durchschnittlich 6250 Menschen aus Baden-Württemberg nach Berlin gezogen, in den letzten Jahren waren es fast 8000, aber das sind immer noch längst nicht so viele wie Menschen aus Nordrhein-Westfalen oder Brandenburg, die in fünfstelliger Zahl nach Berlin strömten.

Was allerdings auch stimmt: Die Schwaben sind im Stadtbild relativ präsent. „Die verstecken sich nicht“, heißt es in der Fußballkneipe, und auch Anwalt Günzler glaubt, dass die Schwaben im Stadtbild deutlichere Spuren hinterlassen haben als andere. „Maultaschen kannte hier in den Siebzigern niemand“, sagt er. Heute gebe es keine Straße mehr, in der man nicht Käsespätzle bekomme, und in fast jedem Bio-Laden stehe schwäbischer Schwarzriesling. Kölsch aus dem Rheinland sei in der Hauptstadt schon schwieriger aufzutreiben.

Wahrscheinlich spielt da aber auch eine Menge Neid mit rein, vermutet ein Freund, der in Charlottenburg groß geworden ist und heute in Prenzlauer Berg wohnt. „Vor der Wende war Berlin doch ein großes Dorf“, sagt er. Allein, wie sich die Leute früher angezogen hätten: Jeans und Pulli. Irgendetwas Weltstädtisches habe Berlin erst durch die Zugezogenen bekommen. Dieser ganzen Aktionismus, für den Berlin heute berühmt sei, gehe in großen Teilen von den Neuberlinern aus. Wer lautstark dagegen vorgehe, arbeite sich wahrscheinlich primär an seinem eigenen Minderwertigkeitskomplex ab. Eine Stadt verändere sich eben, sagt er. Punkt.

Wer die Stichwörter Schwaben, Stadt und Veränderung zusammenbringt, landet irgendwann fast zwangsläufig bei Hartmut Häußermann. Der emeritierte Stadtsoziologe lehrte an der Humboldt-Uni, ist gebürtiger Schwabe, hat aber lange Zeit seines Lebens in Berlin verbracht. Von 1964 bis 1978 und dann wieder seit 1993. Auch er hat eine Erklärung, warum ausgerechnet die Schwaben die Sündenböcke geworden sind und nicht die Hamburger. „Zum einen sind wir Schwaben relativ einfach an unserem Dialekt zu erkennen“, sagt er. Zum anderen erfülle der Schwabe auch noch ein paar andere Bedingungen. Mehr als alle anderen Bundesbürger stehe er für Effizienz, Leistung, Wohlstand, Kehrwoche. All das, was das alternative Berlin nie wollte. Deshalb habe man sich wohl auf ihn eingeschossen, als man ein Feindbild suchte, dem man die Veränderung des Kiezes anhängen konnte. Kürzlich stand Häußermann daneben, als sich ein Punk im Spätkauf über „die Schwabenpreise“ für Bier aufregte.

Häußermann ist allerdings nicht sicher, wie viel Rückhalt die Stimmungsmacher haben. „Wir wissen ja bis heute nicht, ob das drei oder vier Leute sind, die diese Poster kleben, oder ob das eine breite Stimmung ist.“ Außerdem sei das Phänomen auf Prenzlauer Berg beschränkt. Deshalb glaubt er auch, dass sich das irgendwann totlaufe.

Chris' Erfahrung zeigt etwas anderes. Er fürchtet, dass der Schwabenhass sich inzwischen zu einer Art von Folklore wandelt, der nicht nur von Alteingesessenen ausgeht, sondern längst von anderen Zugezogenen und sogar Touristen unreflektiert weitergetragen wird. Und dass sich die Verachtung eben nicht gegen Schwaben im Geiste richtet, sondern ohne Berücksichtigung persönlicher Biografien ganz konkret gegen gebürtige Schwaben: Am Kicker, im Park, sogar im Bett. Chris parkt sein Fahrrad vor seiner WG und erzählt von der Holländerin, die er mit nach Hause nahm und die ihm am nächsten Morgen, als sie endlich seinen Dialekt eingeordnet hatte, anpöbelte: „Ah, du bist einer von diesen Scheiß-Schwaben, wegen denen der Knaack-Klub umziehen musste!“ Kneipenparolen zufolge sollen es Schwaben gewesen sein, die mit einer Klage wegen nächtlichen Lärms den Umzug des Klubs nötig machten, der mal an der Greifswalder Straße zu Hause war. „Hab ich jemals irgendwo die Polizei hingeschickt, wenn Krach war?“, fragt Chris. „Niemals!“ Aus ihm und der Holländerin wurde dann nichts.

Der Dienststellenleiter der Landesvertretung Baden-Württemberg, Claus-Peter Clostermeyer, dreht die Idee sogar noch eine Spur weiter: „Ich vermute, dass die Kritik an den ‚Schwabern‘ auch von Baden-Württembergern in Berlin selbst kommt“, sagt er. Was erst einmal paradox klingt, erklärt er so: „Viele junge Leute wollten bereits Anfang der neunziger Jahre ihr behütetes Zuhause hinter sich lassen und sind in diese offene Metropole gezogen. Jetzt kommen immer mehr ihrer Landsleute nach, und sie werden von ihrer eigenen Herkunft eingeholt.“ Wo sie früher Vorreiter waren, seien sie heute Mainstream. Das passe nicht jedem.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Chris ist egal, wer die Poster klebt, wer TSH ist. Es muss aufhören, sagt er. Ginge es um Vietnamesen, Somalier, Türken – kein Mensch würde die täglich gelebte Diffamierung dulden. Er hat auch schon mal darüber nachgedacht, aus Berlin wegzuziehen, aber das kann ja wohl keine Lösung sein, sagt er. Und er hat auch keine Lust, sich zu verstellen, wie andere, die sich nicht mehr trauen, in der Öffentlichkeit „gell“ zu sagen, aus Angst anzuecken. Er wird seinen Dialekt nicht ablegen, er wird weiter sein Stuttgart-Fußballtrikot zum Joggen tragen, und er wird weiter Hasen malen, wenn demnächst wieder Hass gepredigt wird. Farbe hat er noch genug.

Ausstieg im letzten Moment

Plötzlich kamen sie, diese Gefühle. Wut, Aggression, Hass. Sie kamen, als Frederic die Straße entlang ging und ein Mädchen sah, das ein Kopftuch trug. Sie kamen einfach so – und mit der Zeit wurden sie immer stärker. Frederic ballte dann eine Faust und steigerte sich in seine Aggression.*

Von Miriam Keilbach, Weser-Kurier, 30.04.2011

Am Anfang konnte Frederic die Gefühle und Gedanken schnell wieder verdrängen, „Scheiß-Ausländer“. Am Ende ballte er die Faust so fest, dass ihm die Hand weh tat. Und er stand, wie er später sagen wird, kurz davor, tatsächlich zuzuschlagen. Obwohl ihm keiner etwas getan hatte. Nicht das Mädchen mit dem Kopftuch, das auf der anderen Straßenseite ging und ihn nicht einmal gesehen hatte. Nicht die anderen Muslime, gegen die sich Frederics Wut richtete.

Während Frederic die Faust ballte und diese Gedanken hatte, dröhnte die Musik in seinen Ohren. „Heil, Heil, Heil. Die BRD ist uns egal und völlig gleich, denn unsere Heimat ist das Deutsche Reich. Germania“, schrie die Band „Sturmwehr“ durch die Ohrstöpsel. Später wird Frederic sagen, dass es die rechtsextreme Musik war, die ihn so aggressiv gemacht hat.

Frederic ist heute 17 und kommt aus Gröpelingen. Jeder dritte Einwohner in Gröpelingen hat Migrationshintergrund, jeder vierte ist arbeitslos. Frederic und seine Brüder Johannes und Martin sind in einer Familie aufgewachsen, in der Ausländerfeindlichkeit zum Alltag gehörte. Ihr Vater hatte einmal gesagt, man müsse Türken auf die Fresse hauen – ehe die Türken dazu kämen, zuzuschlagen. Auf Familienfeiern wurde über die „Scheiß-Ausländer“ gesprochen. Es wurde gehetzt, verleumdet, gehasst. Früher saß Frederic auf dem Schoß seines Großvaters und hörte sich Kriegsgeschichten an. Verfälschte Geschichten. Frederics Großvater sagte immer wieder, dass Deutschland einen neuen Führer brauche. Hitler sei nicht so schlecht gewesen. Er glaubte ihm. Frederic eiferte seinem Vater nach. Und seinen Brüdern.

Zwölf Jahre war er alt, als er von Martin den ersten MP3-Player mit rechtsextremer Musik geschenkt bekam. Erst war es seichte rechte Musik, später war es Musik von harten Rechtsrock-Bands und Bands mit neonazistischen Parolen und gewaltverherrlichenden Texten. Frederic hörte „Nordfront“ und „Sturmwehr“,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Stahlgewitter“ und „Kategorie C“. Vier Stunden am Tag brüllten sie ihm ins Ohr – von Pseudodeutschen, Führern, dem Deutschen Reich und Ausländern, die in ihre Herkunftsländer zurück sollen. „Ein paar von ihnen kamen eines schönen Tags daher, seitdem vermehren sie sich hemmungslos und werden immer mehr... Man lebt ganz unbelastet mit ihnen zusammen, obwohl sie von einer anderen Art abstammen. Schweine, diese Schweine, wir singen Schweine, diese Schweine...“

Frederic fühlte sich in der Szene zunehmend aufgehoben. Er suchte im Internet nach neuer Musik und wurde schnell fündig. Er entdeckte rechtsextremistische Gruppen im sozialen Netzwerk SchuelerVZ. In Diskussionsforen traf er Gleichgesinnte. Sie tauschten Erfahrungen aus. Sie schickten sich Lieder und Songtexte per Mail, und sie redeten. Sie redeten darüber, wie diese Ausländer „ihr“ Deutschland kaputt machten. Sie lobten sich gegenseitig, wenn einer einen Muslimen verprügelt hatte. Oder zumindest einen, den sie für einen Muslimen gehalten hatten.

Etwa zwei Stunden am Tag verbrachte Frederic in diesen Foren. Er nutzte die sozialen Netzwerke, die Millionen Menschen nutzen. Es ist einfach, dort unbemerkt einschlägiges Gedankengut zu verbreiten. Und genau deshalb ist diese neue Art von Rechtsextremismus so gefährlich. Sie ist schleichend, man sieht sie nicht.

Frederic hatte keine Glatze, er trug nie Springerstiefel und sah schon damals eher aus wie ein Bravo-Boy, mit seinen dunkelbraunen halblangen Haaren und dem verschmitzten Lächeln, dem Jimi-Hendrix-T-Shirt. Keiner, der ihn sah, glaubte, dass dieser nette Junge etwas mit Rechtsextremismus zu tun haben könnte. Am wenigsten er selbst.

Aber Frederic hatte noch ein Problem. Mit 14 Jahren stellte er fest, dass er homosexuell ist. In seinem Umfeld war man gegen Schwule. Sein Vater sagt noch heute, Homosexualität sei unnatürlich. Frederic redete sich ein, dass er eigentlich auf Mädchen stehe. Er mochte seine rechte Online-Clique, und er wusste, dass er als Schwuler nicht dazugehören konnte. Und deshalb hielt er die Klappe, wenn die anderen über Schwule herzogen.

Es war auch die Zeit, in der Frederic anfang, muslimische Mitschüler zu mobben. Er ignorierte sie, er pöbelte sie an und ignorierte sie wieder. Er sprach schlecht über sie, nutzte jedes noch so flache Vorurteil. Wenn Mitschüler oder Lehrer einschritten, war das für den Gymnasiasten Ansporn, seine Kritiker zu überzeugen. Er stand auf und sagte vor der Klasse: „Schaut euch doch mal an, was hier, in unserem Land, los ist!“ Er schrieb rechte Parolen auf Papier. Im Stillen, sagt Frederic heute, haben ihm damals viele Mitschüler zugestimmt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

In seiner Familie hatte Frederic Halt. Sein Bruder Johannes nahm ihn mit ins Stadion zu Werder. Johannes ging immer mit seinen Neonazi-Freunden zu den Spielen. Und Johannes und Martin nahmen ihn mit auf Partys. Frederic lernte neue Leute kennen. Allesamt waren sie rechtsextrem, viele gewaltbereit. „Wir lieben die dritte Halbzeit, das ist für uns der geilste Kick, ob vorher, nachher oder währenddessen, Fußball ist das eine, doch das andere nicht vergessen.“

Irgendwann klickte sich Frederic im Internet durch die Seiten der NPD, bald surfte er jeden Tag auf der Seite. Er wollte Mitglied der Jungen Nationaldemokraten werden, der Jugendorganisation der rechtsextremen NPD. Im Internet sah er sich Reden von Udo Pastörs an, dem NPD-Fraktionsvorsitzenden in Mecklenburg-Vorpommern. Und seine Islamfeindlichkeit wuchs. Frederic hatte etwas gegen Muslime, vor allem gegen Türken. Albaner. Libanesen. Afrikaner und Juden, sagt er, hätten ihn dagegen nie gestört.

Je aggressiver und krasser Frederic wurde, desto aggressiver und krasser verhielt sich sein Umfeld. Er wurde öfter angerempelt, sagt er. Mal wurde er bedroht, mal hat er sich geprügelt. Seine ausländischen Mitschüler fühlten sich durch Frederics Verhalten provoziert. Für Frederic gab es immer mehr Gründe, seine Ausländerfeindlichkeit offener auszuleben. Manchmal, sagt Frederic, hat er in Tagträumen einen Türken auf dem Boden gesehen, weil er ihn zusammengeslagen und ihm die Nase gebrochen hatte. Der Türke sei dann weggelaufen, zurück in seine Heimat.

Irgendwann merkte Frederic, dass er permanent aggressiv war. Dass sein Hass sich gegen Ausländer richtete. Er merkte, dass ihn seine Wut so sehr beschäftigt, dass er sich nicht einmal mehr aufs Lernen konzentrieren konnte. Irgendwann hatte er auf eine Weide geschaut, und er sah immer mehr Türken auf sich zukommen. Sie starrten ihn an. In diesem Moment verstand Frederic, wie weit es gekommen war. Frederic vertraute sich einer Freundin an, dann seiner Klassenlehrerin, die ihn an die Schulsozialarbeiterin verwies. Es gab keinen anderen Weg, sagt er heute. Er musste ihn gehen. Die Schulsozialarbeiterin stellte den Kontakt zu Vaja her, dem Verein zur Förderung akzeptierender Jugendarbeit.

Am 23. April vergangenen Jahres lernte Frederic Dennis kennen, einen Sozialarbeiter von Vaja. Seit Frederic Dennis kennt, hört er keine rechte Musik mehr. Er brach den Kontakt zu seiner Online-Clique ab. Schwer war das, sagt Frederic. Aber wirkungsvoll.

Er musste lernen, mit ausländerfeindlichen Parolen umzugehen. Seine Familie redet noch wie früher. Frederic hält sich dann zurück und spricht anschließend mit seinen neuen Freunden oder mit Dennis darüber. Er war hin- und hergerissen, er wusste, dass die Aussagen falsch waren, aber er fühlte, dass er sich nicht gegen seine Familie stellen konnte. Dennis meint, Frederic musste für seine Entwicklung weg vom

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Rechtsextremismus ein Stück seiner Identität aufgeben. Frederic sagt, er sei ohnehin in der Pubertät und grenze sich von seiner Familie ab.

Dennis begleitete Frederic einige Male zu einem Psychologen. Frederic lernte Gedanken zu ordnen, Träume zu deuten und Tagebuch zu führen. Am Anfang schrieb er jeden Tag einen Eintrag, immer, wenn die Wut kam. Heute hat er das Buch gut verstaut und holt es höchstens einmal im Monat raus. Dennis arrangierte auch ein Treffen zwischen Frederic und einem Aussteiger, der in der Neonazi-Szene aktiv war. Er las Bücher von Aussteigern, zu seiner eigenen Bestärkung. Und alle zwei Wochen trifft er sich weiter mit Dennis zu Gesprächen oder Unternehmungen.

Erst vor vier Monaten kam der große Sprung. Die Aggression hat nachgelassen, die Gedanken stören ihn nicht mehr, und Frederic träumt nur noch einmal in der Woche von bedrohlichen Ausländern. Nicht wie früher fünf- oder sechsmal.

Und Frederic hat sich geoutet. Sogar vor seinen Eltern. Die finden das nicht gut, haben sich aber damit abgefunden. Manchmal hofft Frederic selbst noch, dass die Homosexualität nur eine Phase ist. Er würde gerne eine Familie gründen, eine Frau heiraten, eigene Kinder großziehen. Eine heile Welt, ein Leben im Spießertum – alles so anders als damals, als er noch seine rechte Clique hatte. Versicherungskaufmann möchte er werden.

Seine neuen Freunde sind in einer Jugendgruppe für Homosexuelle. Sie gehen zusammen feiern, ins Kino und reden über ihre Probleme. Dennis hat den Kontakt zu der Gruppe hergestellt. Sein Plan ging auf: Frederic hat einen Ersatz für sein rechtes Umfeld gefunden.

Heute ist Frederic schockiert darüber, wie er Menschen damals gelenkt hat. Und wie sie reagiert haben. Dennis sagt, Frederics Entwicklung sei durchaus typisch: vom Angestifteten, durch seine Eltern und seine beiden Brüder, zum Anstifter. Kürzlich verspürte Frederic wieder Wut. Er holte sein Tagebuch und schrieb. Darüber, wie wütend er wurde, als er mit seinem Vater eine Reportage im Fernsehen sah, in der Albaner einen Deutschen verprügelten. Sein Vater sagte „Scheiß-Ausländer“ und ballte die Fäuste. Und Frederic? Der war zum ersten Mal nicht wütend auf die Albaner, er war wütend auf seinen Vater.

Erschienen am 27. April als Themenseite im Weser-Kurier, außerdem am 30. April in der Broschüre „Rechtsaussen – im Abseits“ im Weser-Kurier.

**Außer den Namen hat die Redaktion zum Schutz des Jugendlichen Details seiner Biografie verändert, ohne den Sinn zu entstellen.*

Kasten:

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Kaum Kontrollen, geringe Kosten, hohe Reichweite – die Vorteile des Internets kennen auch Rechtsextremisten. Profitierten sie noch vor fünf Jahren vor allem davon, über ausländische Server deutsche Gesetze zu umgehen, haben sie nun eine neue Strategie: Neonazis rekrutieren in Netzwerken wie schuelerVZ und Facebook Nachwuchs, warnt der Verfassungsschutz Niedersachsen. Weil Rechtsradikale im Web 2.0 ihre Gesinnung verschleiern können, merken Jugendliche mitunter erst spät, mit wem sie dort in Kontakt gekommen sind.

In den VZ-Netzwerken, bei Facebook, Wer-kennt-wen und Co tummeln sich Linke, Normalos, Rechtsextreme – manche tun dies verdeckt, manche zeigen ihre radikale Ansichten aber auch offen. „Ich habe meine Pflicht getan, meinem Volke gegenüber, meine Pflicht als Deutscher, als Nationalsozialist, als treuer Gefolgsmann meines Führers“, wird in einem Profil bei meinVZ der ehemalige Hitler-Stellvertreter Rudolf Heß zitiert. Solche Nutzer sind auch in Gruppen, die eindeutig der rechten Szene zugeordnet werden können, weil Namen einschlägiger Rechtsrock-Bands als Gruppenname dienen. Diese User sind es jedoch auch, die Gefahr laufen, aufgrund ihrer Aussagen gelöscht zu werden – in deutschen Netzwerken.

Bei Facebook können Rechtsextreme ihr Gedankengut problemlos verbreiten. Facebook nutzt ausländische Server, deutsche Gesetzen gelten demnach nicht. So gibt es Nutzer, die das Hakenkreuz als Profilbild verwenden oder sonstige in Deutschland verbotene Symbole in ihren Profilen veröffentlichen, ohne Gefahr zu laufen, gelöscht zu werden.

Noch viel gefährlicher ist allerdings eine „neue Strategie“, die der niedersächsische Verfassungsschutz ausgemacht hat: Rechtsextreme, die nicht als solche erkennbar sind. Sie haben Profile wie jeder andere – wie der Typ von nebenan. Und sie greifen im Web 2.0 nicht nur typisch rechtsextreme Themen wie Ausländerfeindlichkeit auf. „Vor allem angstbesetzte Ereignisse wie Krieg, Finanzkrise und sogar Klimawandel werden als Köder benutzt, um User in die Welt rechter Verschwörungstheorien zu verwickeln“, sagt Andreas Klee, Rechtsextremismusexperte an der Universität Bremen.

In Gruppen zu Themen, die nicht zum Standardrepertoire der rechten Szene gehören, verbreiten die Extremisten ihr Gedankengut. „Die Neonazis suchen sich Felder, die Jugendliche beschäftigen: Regionales, Diskussionen um Drogen oder Bundeswehreinsätze“, sagt Michael Wörner-Schappert von jugendschutz.net, einer Einrichtung, die über die Einhaltung des Jugendschutzes im Internet wacht.

„Bestimmte Stichwörter sind für die Rechtsextremisten tabu“, erklärt der niedersächsische Verfassungsschutzpräsident Hans Wargel. „Die Strategie der Rechtsextremen heißt Tarnung. Zum einen, um nicht gelöscht zu werden, zum anderen, um Jugendliche ins Vertrauen zu ziehen.“ Werden Jugendliche mit rechten Symbolen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

oder Parolen direkt konfrontiert, lehnen sie sie ab. Die schleichende Beeinflussung in den sozialen Netzwerken wird vielen aber nicht bewusst. Darin sieht Wargel die große Gefahr: „Die Jugendlichen erkennen oft erst sehr spät, mit wem sie es zu tun haben.“ Klee sieht das ähnlich: „Die typischen Warnsignale werden ausgehebelt.“

Die NPD hat in ihrer Partei-Zeitung „Deutsche Stimme“ ihre Mitglieder aufgerufen, sich versteckt in sozialen Netzwerken anzumelden. Der Parteiname dürfe nicht im Profil erscheinen, sonst werde das Profil entfernt. In der Tat bekennen sich alle VZ-Nutzer bei der Anmeldung zum Verhaltenskodex, der Rechtsradikalismus verbietet. „Sobald wir Kenntnis von rechtsradikalen Nutzern haben, werden sie sofort gelöscht. Zudem suchen wir regelmäßig nach rechtsradikalen Gruppen, um sie umgehend zu entfernen“, sagt eine Sprecherin der VZ-Netzwerke.

Allerdings können sich User mit einer neuen E-Mail-Adresse wieder anmelden. Und auch Gruppen lassen sich beliebig oft neu gründen, sodass eine direkte Kontrolle kaum möglich ist. Facebook überschritt im Sommer die Marke von 500 Millionen Nutzern, die VZ-Netzwerke zählen 17 Millionen. Die Sprecherin der VZ-Netzwerke räumt ein, dass man auf User angewiesen sei, die extremistische Inhalte melden.

Ein „interessantes, detailreiches und sympathisches Profil“, das einen „offenen Menschen beschreibt“, der „Humor, Beruf, Hobbys, ernstzunehmende Interessen, Literatur- und Musikgeschmack“ beweist, empfiehlt die NPD weiter in ihrem Artikel. Außerdem sollen „Fotoalben von Feiern, Freizeitaktivitäten, Haustieren und Familie“ ins Profil hochgeladen werden. Die Rechtsextremen sollen möglichst aktiv werden, was Kontakte und Gruppen angeht, sich als „netter Rechter von nebenan“ präsentieren und so ihr Gedankengut unauffällig streuen. Mögliche Kontakte fänden sich beispielsweise über die Suchfunktion, mit der nach Nutzern gesucht werden kann, die eine ähnliche politische Einstellung haben, heißt es in der NPD-Postille.

Hier ist laut jugendschutz.net Zivilcourage gefragt. Wörner-Schappert rät, sich auch in sozialen Netzwerken eindeutig gegen rechts zu positionieren. „Die Nutzer müssen zeigen, dass sie rechtes Gedankengut nicht tolerieren.“ Eine solche Offensive startete bereits im Oktober mit der Kampagne „Soziale Netzwerke gegen Nazis“. In den VZ-Netzwerken konnten sich Nutzer eine Art Stempel ins Profil holen, auf dem der Schriftzug stand.

Wargel setzt vor allem auf Prävention. In Niedersachsen werden beispielsweise Lehrkräfte im Umgang mit der Problematik geschult. Außerdem werden etliche Informationsmaterialien angeboten. „Es ist schwierig, überhaupt ein Bewusstsein zu schaffen, weil die Rechtsextremen inzwischen alle Themen besetzen. Deshalb hilft nur Information – für Jugendliche, Eltern und Lehrer.“

„Für ihn ändert sich nichts, für mich hat sich alles verändert“

Im März 2010 wird Conny vergewaltigt. Der Täter wird ein Jahr später verurteilt. Zwölf schwere Monate – mit Zweifeln, Misstrauen und Albträumen. Eine Langzeitbeobachtung

Von Sören Kittel, Berliner Morgenpost, 31.07.2011

Als die Nadel immer wieder unter Connys Haut sticht, tut das nicht weh, dabei wäre Schmerz ihr lieber gewesen. „Das hätte gepasst.“ Seit diesem Sommer steht auf ihrem Arm in geschwungener Schrift: „Faith“, für 80 Euro, gestochen in einem Tattoo-Studio. Selbst der Tätowierer habe sich gewundert über ihre „Stahlhaut“. Sie wollte mit diesem Tattoo einen Schlusstrich ziehen unter ein Jahr, das sehr hart war und in dem Faith, der Glaube, ihr sehr wichtig wurde. Nicht weil sie selbst gläubig ist, sondern weil ihr geglaubt wurde.

Conny ist 23 Jahre alt, mit 22 wurde sie vergewaltigt. Sie ist eines von 689 Opfern, die ihren Vergewaltiger nach Paragraph 177 im Strafgesetzbuch im vergangenen Jahr angezeigt haben. Inzwischen gibt es ein Urteil, der Täter hat gestanden und Conny bekommt Schmerzensgeld, die zweite Rate an diesem Wochenende. Es ist die Geschichte einer jungen Frau, die in ein kompliziertes Justizverfahren gerät, in dem es nicht nur um ihre Rechte geht, sondern auch um die des Vergewaltigers. Experten sagen, nur fünf Prozent aller Vergewaltigungen kommen zur Anzeige. Conny gehört zu einer mutigen Minderheit.

Geboren wurde Conny, die ihren richtigen Namen nicht in der Zeitung lesen will, im Januar 1988 in einer kleinen Stadt in Brandenburg, als zweitältestes Kind, sie hat drei Brüder. Sie war sehr früh selbstständig und zog mit 19 Jahren nach Berlin. Für ihre Mutter war das immer die „große, böse Stadt“. Conny jobbte für ein Catering-Unternehmen, bediente im Deutschen Bundestag, im Auswärtigen Amt. In ihrer Freizeit ging sie Bowlen: Freundeskreis, Sport und Erholung, alles in einem. Sie hatte sich ihre eigene Kugel gekauft, lila-türkis mit Glitzersternen, obwohl sie das zu mädchenhaft findet.

Als Conny im Sommer 2010 von dieser Zeit erzählt, folgen die Worte schneller aufeinander und sie sieht dann noch jünger aus als die 22 Jahre, die ihr sowieso niemand glaubt. Wenn sie im Supermarkt eine Flasche Havanna Club kauft, muss sie noch immer ihren Ausweis vorzeigen. Sie macht Witze, über die sie selbst gern lacht:

über die neue Waschmaschine, die so sehr wackelt, dass sie sich draufsetzen muss. Oder über das Regal, das unter der Last ihrer vielen Bücher zusammengebrochen ist. Sie liest gern, gerade einen dicken Wälzer über die Russenmafia in Europa: „Das Syndikat der Spinne“. Das ist gruselig, lenkt aber ab.

„Du kannst hier nicht weg“

Denn da gibt es eben auch dieses Aktenzeichen „70 JS 697/10 LS“ zu Conny. Wenn sie von dem Inhalt der Akte erzählt, steckt sie sich etwas zu häufig die Haare hinter die Ohren. Sie duckt sich dann, macht sich kleiner, als die 1,71 Meter, die sie groß ist. Wenn sie kann, sieht sie zu Boden oder zur Seite, nur manchmal, wenn sie etwas Wichtiges sagen will, blickt sie auf. Wer Conny treffen will, muss einen Ort vorschlagen, der im Osten der Stadt liegt. Alles westlich der Siegestsäule hat sie seit dem 25. März 2010 nicht mehr gesehen. Auch am Bahnhof Zoo war sie nur einmal, zum Umsteigen, denn sie kann nicht in die Nähe des Ortes, wo „es“ passierte.

„Es“ war so: Conny geht in der Nacht zum 25. März 2010 wieder Bowlen, feiert den Geburtstag einer Freundin. Es ist die Bowlingbahn, auf der sie selbst seit zwei Wochen als Kellnerin arbeitet. Sie mag die Arbeit, auch wenn ihr Chef sie einmal belästigt hat, im Hinterzimmer. Aber als Kellnerin erlebt sie das häufiger. Als ausgerechnet er am Ende der Feier anbietet, sie nach Hause zu fahren, denkt sie sich nichts, denn ein Kollege fährt mit - der steigt nach fünf Minuten aber wieder aus.

Sie ist mit ihrem Chef allein im Auto, fühlt sich unsicher, spielt mit ihrem Mobiltelefon von Sony Ericsson, „Musik-Tetris“, kleine bunte Noten fallen herunter, und Conny muss sie einsortieren. Wenn die Farben der Noten übereinstimmen, platzen sie und eine kleine Melodie erklingt. Das beruhigt. Sie weiß noch die Uhrzeit, weil die auf ihrem Telefon auch angezeigt wird, wenn sie spielt: Als das Auto anhält, ist es 3.10 Uhr, Donnerstagmorgen.

Es ist still im Auto, als sie auf einem Parkplatz an der Schillerstraße stehen. Zuerst will sie aussteigen, in Panik, nur weg, aber er zeigt auf ihre Sachen, die noch im Auto liegen: Schlüssel, Geld, Ausweise, alles. Er sagt zu ihr: „Du kannst hier nicht weg.“ Dann wirft er sie auf die Rückbank des Autos, zerreißt ihr Oberteil, hält ihre Hände dabei fest, zieht ihre und seine Hose herunter. So steht es in der Akte. Schwarz auf Weiß steht dort auch: Er dringt in sie ein.

Als sie von der Vergewaltigung selbst spricht, klingt ihre Stimme nicht härter als bei fröhlichen Bowling-Geschichten von früher, aber die Worte kommen langsamer. Sie benutzt nicht „ich“, sondern „man“. Sie sagt: „Erst wehrt man sich noch, man schlägt, man kratzt, doch bei einem Mann, der über einem ist, hat man damit wenig Chancen.“ Ihren Vergewaltiger nennt sie in allen Gesprächen immer „ihn“ oder „er“. Seinen

Namen nennt sie nur einmal. Die Vergewaltigung dauert nur wenige Minuten, vielleicht fünf. Sie habe immer auf das Schild „Wilmersdorfer Arcaden“ schauen müssen. Diese beleuchtete Schrift mit dem verlängerten roten Strich beim großen „A“. Irgendwann weint sie nur noch und hofft, dass es bald vorbei ist. In der Akte steht, dass er von ihr ablässt, weil er sie weinen sieht. Sie aber erinnert sich nicht, wie es endet. Sie weiß noch, wie er sich eine Zigarette anzündet, ihr eine hinhält. Wieder sagt er: „Du kannst hier nicht weg“, er wolle sie noch ein Stück mitnehmen. An einer roten Ampel springt sie aus dem Auto, sitzt kurz darauf in einem Taxi, steht Minuten später weinend in ihrer Wohnung.

Ein Jahr bis zum Prozess

Sie hat das inzwischen schon Dutzende Male in Worte gefasst, nicht nur der Polizei und ihrer besten Freundin gegenüber, sondern auch bei ihrer Psychologin, bei den Organisationen „Wildwasser“ und „Weißer Ring“ sowie bei ihrer Anwältin. Außerdem hatte sie später einmal ein junger Berater ihrer Bank gefragt, warum sie seit Wochen keinen Lohneingang habe. Da brach sie in Tränen aus. Sie sagt „wie ein Schlosshund“. Normalerweise weine sie nur, wenn sie allein ist.

Als sie am Morgen des 25. März zu Hause steht, macht sie den einzigen Fehler, den sie bis heute bereut: Sie duscht sich. Doch auch nach dieser Dusche ändert sich dieses Gefühl nicht, dass gerade etwas passiert ist, das nicht passieren darf. Sie ruft ihre beste Freundin an, die fährt mit ihr zur Polizei. Es ist halb sechs Uhr morgens, als diese Freundin mit ihr an den Schalter der Wache tritt und sagt: „Conny ist vergewaltigt worden.“

In diesem Moment beginnt Connys Jahr der Prozessvorbereitung. Zwei Monate verlässt sie ihre Wohnung nicht. Conny liest in Zeitungen und im Internet Statistiken und Hunderte Geschichten von Betroffenen. Später verfolgt sie die Vergewaltigungsanzeige gegen den Wikileaks-Gründer Julian Assange. Sie liest alles über den Fall des Wetter-Moderators Jörg Kachelmann. Sie wird wütend, weil in beiden Verfahren die Glaubwürdigkeit der Frauen von Beginn an in der Öffentlichkeit in Frage gestellt wird. Waren vielleicht deshalb die Polizisten, denen sie ihre Geschichte am Morgen erzählte, so skeptisch? Sie stellten nach einer halben Stunde Nachfragen, die so begannen: „Sind Sie sich wirklich sicher, dass...?“ Irgendwann wird sie wütend und fragt zurück: „Ja, glauben Sie mir etwa nicht?“

Rechtsexperten verweisen darauf, dass Polizisten gerade bei dieser wichtigen ersten Vernehmung sehr neutral sein müssen, die erste Aussage ist die Grundlage für alle späteren Befragungen, auch für die Gerichtsverhandlung. Laut einer aktuellen Studie der Hamburger Universität gehen 33 bis 50 Prozent der Beamten in Deutschland davon aus, dass die betroffenen Frauen lügen. Experten zufolge sind aber nur drei bis

höchstens acht Prozent aller Vergewaltigungsvorwürfe ausgedacht. Doch Conny wird geglaubt in dieser Nacht. Auch deshalb will sie ihre Geschichte jetzt erzählen.

Die Polizisten bringen sie zur Untersuchung ins Krankenhaus Westend, dort muss sie sich ausziehen, ihr ganzer Körper wird nach Spuren untersucht, welcher Kratzer von der Vergewaltigung stammen könnte, welchen sie sich selbst zugefügt haben könnte. Wenn sie nicht geduscht hätte, könnte die Ärztin noch DNA-Spuren finden. Sie bekommt die „Pille danach“, zur Sicherheit. Die Ärztin macht Abstriche im Intimbereich. Sie ist dabei behutsam, schmerzhaft ist es trotzdem. Nach neun Stunden darf Conny gehen.

Zu Hause kann sie nicht in ihr altes Leben zurück. Ihre Freundin fährt sie zu ihren Eltern und zur Apotheke. Dort muss sie hin, weil die Westend-Ärztin noch einmal anruft und ihr sagt, dass ihr Vergewaltiger sie mit Chlamydien, einer Geschlechtskrankheit, angesteckt hat. Außerdem solle sie einen HIV-Test machen. Conny ist durcheinander, färbt sich die Haare dunkelbraun, eine „Impulshandlung“, sagt sie. Dann fängt sie an zu putzen, die ganze Wohnung, jeden Tag aufs Neue. „Ich hatte nie zuvor einen Putzfimmel“, sagt sie. Ihre besten Freunde in dieser Zeit sind Klara und Caesar, die Hunde ihrer Mitbewohnerin. Vor allem Caesar ist ihr wichtig, der Golden Retriever. Wenn sie von ihm spricht, dann sieht sie aus, als sei der Hund das Beste in ihrem Leben. Er weckt sie oft mit seiner Hundeschнауze, wenn diese Alpträume wiederkommen.

Traum 1: Eine Hand kommt unter dem Bett hervor, berührt sie überall. Ein Polizist steht am Bett und schaut zu. Sie ruft um Hilfe, aber nichts passiert. Nach genau 50 Minuten wacht sie auf. Sie sagt: „Ich kann die Uhr danach stellen.“

Traum 2: Mehrere Hände kommen unter dem Bett hervor, berühren sie. Sie wehrt sich, ruft nach Caesar, der springt aus dem Fenster. Dann wacht sie auf.

Traum 3: Sie sieht Mitglieder ihrer Familie sterben, oft: ihre Brüder.

Nach fast acht Wochen wird es ihrer Freundin zu dumm. „Du musst raus“, sagt sie. Zusammen laufen sie um den Block. Es ist kalt in Berlin und sie schaut viel zu Boden. Dann werden die Spaziergänge länger, zehn Minuten, dann zwanzig, schließlich probiert sie die erste U-Bahn-Fahrt. „Meine Freundin hat sich mit mir in die U 6 gestellt“, sagt Conny. Sie fahren von Alt-Mariendorf nach Alt-Tegel und wieder zurück. „Erst standen wir in der einen Ecke, dann haben wir uns hingesetzt, ich musste die einfachsten Dinge neu lernen.“ Sie sagt das so, als könne sie das selbst nicht glauben. Sie, die selbstständige Conny, riegelt für sich den gesamten Westen Berlins ab.

Conny wird Nebenklägerin

Als sie wieder regelmäßig das Haus verlässt, Anfang Juni, versucht sie zu kellnern, aber gleich am ersten Tag schlägt sie einem Gast beinahe ins Gesicht. Dabei habe der sie nur an der Schulter berührt und gesagt: „Einen Cappuccino, bitte!“ Als sie das dem Arbeitsamt erklären will, muss sie „Anlage UF“ ausfüllen. UF für „Unfallbogen“, dort wird eingetragen, warum eine Beschäftigung in einem bestimmten Beruf nicht möglich ist. Auf einem linierten A4-Blatt beschreibt sie wieder ihren 25. März. Conny will sich eine neue Ausbildung suchen, sie entscheidet sich für Rechtsanwalts- und Notarfachangestellte, ein halbes Jura-Studium. Sie will wissen, wie dieser Rechtsstaat funktioniert. Im September soll die Ausbildung beginnen.

Parallel kämpft sie weiter um ihr Recht, zunächst noch per E-Mail und Briefen, später mit Besuchen bei ihrer Anwältin, die sie als Nebenklägerin vertritt. Eine Vergewaltigung ist ein „Offizialdelikt“. Das heißt, wenn der Staat davon erfährt, muss er klagen. Als Nebenklägerin hat sie das Recht auf Akteneinsicht und auf ein „Adhäsionsverfahren“, um nach der Verurteilung ein Schmerzensgeld zu erstreiten. Dafür muss sie dann nicht mehr aussagen. All das hat sie gelernt bei einem Besuch beim Verein „Wildwasser“, der sich seit 1983 in Berlin um Opfer sexueller Gewalt kümmert. Dort wird ihr deutlich gemacht, dass es keine gerechte Strafe für diese Tat gebe. Wichtig müsse den Frauen sein, dass die Schuld des Täters festgestellt wird. Dann sei die Person ein verurteilter Vergewaltiger. Das gebe Betroffenen die Möglichkeit, die Kontrolle über ihr Leben zurück zu bekommen.

Doch solange kein Gerichtstermin festgesetzt wird, muss sie warten. Im Juni macht sie einen HIV-Schnelltest bei ihrem Hausarzt. Das Ergebnis ist positiv, für sie bricht eine Welt zusammen, obwohl der Arzt sie beruhigt: Solche Tests seien ungenau. Eine furchtbare Woche später das zweite Ergebnis eines Antikörpertests: Negativ. Zwei weitere Tests bestätigen das Ergebnis. Aufatmen.

Juli, August, September, Oktober gehen vorbei. Es trifft kein Brief ein. Sie legt jeden Abend Schlaftabletten neben ihr Bett. Wenn die Träume kommen, nimmt sie eine halbe. Bowlen geht sie seit Monaten nicht mehr, die glitzernde schwere Kugel liegt im Keller und verstaubt. Sie hat sie abgeholt an einem regnerischen Tag im Herbst auf einer anderen Bowlingbahn im Osten der Stadt. Da traf sie ihre alten Freunde. „Das war schwer“, sagt sie. „Aber es war gut zu wissen, dass es Menschen gibt, die hinter mir stehen.“

Der Staat erhebt Anklage

Im September beginnt endlich ihr neuer Alltag: Tagsüber geht sie zur Schule und abends jobbt sie manchmal für vier Stunden als Bürohilfe einer kleinen Firma. Wenn sie nach Hause kommt, muss sie bis nachts Hausaufgaben machen. In Businessenglisch ist

sie Klassenbeste, aber in einem Jura-Seminar kommt es zu einem Zwischenfall: Die Rechtsdozentin sagt im Unterricht, dass sich vergewaltigte Frauen „häufig sehr dumm verhalten“ und Beweise vernichten. Conny denkt an ihre Dusche und wehrt sich laut, läuft weinend aus dem Klassenraum. Sie muss ihr Verhalten dem Direktor erklären und erzählt ihre Geschichte. Die Klausur muss sie später nicht mitschreiben, die Schule nimmt Rücksicht. „Eigentlich mag ich keine Extrawurst“, sagt sie. Ob diese Ausbildung eine gute Idee war, weiß sie nicht.

Als sie im Oktober zu einer Geburtstagsfeier geht, will ein alter Freund sie umarmen. Sie weicht zurück, sagt: „Sorry, das geht nur in kleinen Schritten.“ Immerhin: Ihr Putzfimmel ist fast weg und ihre Haare sind wieder blond.

Als sie Weihnachten bei ihren Eltern verbringt, umarmt sie eine Nachbarin auf der Straße vor ihrem Elternhaus, einfach so. „Mensch, Mäuschen“, sagte diese Frau, die sie kaum kennt. „Das wird wieder.“ Für Conny ist das zuviel Nähe, Silvester verbringt sie lieber bei Freunden in Österreich. Zum ersten Mal seit Monaten ist sie wieder beschwipst: Cocktails, Ski fahren, Kaminfeuer am Abend. Es war gut, sagt sie, so weit weg von Paragraf 177. Als sie nach Hause kommt, liegt dort ein Brief ihrer Anwältin. Am 11. Januar erhebt der Staat Anklage, rund neuneinhalb Monate nach der Tat. Es wird ernst.

Ende Januar besucht sie mit ihrer Ausbildungsklasse das Amtsgericht Moabit, es ist ausgerechnet ein Vergewaltigungsfall. Das Mädchen ist 19 Jahre alt, vier Jahre jünger als Conny. Der Verteidiger fragt immer wieder nach dem Wetter am Tag der Vergewaltigung. Conny rutscht auf ihrem Platz hin und her, denkt an ihren Fall und daran, dass es am 25. März 2010 nicht geregnet hatte. Da ist sie sicher. Sie hält die Spannung nicht aus und verlässt den Gerichtssaal vor allen anderen. Draußen vor der Tür merkt sie, dass sie sich die Wange von innen blutig gebissen hat. Sie hat nie erfahren, was aus der 19-Jährigen wurde, aber sie hat an diesem Tag beschlossen, ihre Verhandlung unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfinden zu lassen. Keine Presse, keine Schulklassen.

Ende Februar geht es plötzlich schnell. Der Gerichtstermin wird auf den 15. März gelegt, ausgerechnet der Tag, an dem Conny den Schlüssel für ihre neue, eigene Wohnung abholen soll. Die liegt außerhalb, weit im Osten Berlins. Sie hat sich mit ihrer Freundin zerstritten. Vielleicht, weil Conny nicht mehr soviel putzt, nicht mehr am WG-Leben teilnimmt, oder weil sie so empfindlich geworden ist. Sie nennt es: „Nah am Wasser gebaut.“

Immer die gleichen Fragen

Eine Woche vor der Verhandlung sind die Träume zurück, Schlaftabletten helfen nicht. Sie bricht sich den großen Zeh beim Duschen, als ihr die Brause auf den Fuß fällt. Außerdem muss sie ihren Umzug vorbereiten, Kisten packen, Dinge wegwerfen. Der 15. März dann ist ein normaler Winter-Dienstag. Sie schminkt sich am Morgen nicht, will nicht mit verheultem Gesicht den Schlüssel abholen. Den Saal 863 im Amtsgericht Moabit hat sie sich mit Beratern von „Wildwasser“ vorher angeschaut: Links von ihr werden Staatsanwalt und ihre Rechtsanwältin sitzen, rechts von ihr der Anwalt der Gegenseite, ihr gegenüber die Richterin mit zwei Schöffen - und schräg vor ihr der Angeklagte, mit dem Rücken zu ihr. Die Verhandlung selbst wird genau so schlimm wie sie es erwartet hat: Der Verteidiger stellt immer die gleichen Fragen, wird auch laut, bis die Richterin ihn zur Ordnung ruft. Einmal wird die Verhandlung unterbrochen, weil sie einen Brechreiz nur noch schwer unterdrücken kann. Den Angeklagten hatte sie ein Jahr nicht gesehen, an diesem Tag sieht sie nur seinen Rücken, sobald er seinen Kopf zur Seite dreht, schaut sie nach unten. Der gebürtige Russe hat einen Dolmetscher beantragt, obwohl er fließend Deutsch spricht. In ihrer Akte steht, der Angeklagte habe bei der Vernehmung Reue gezeigt, eine Entschuldigung hat sie nie gehört.

Nach ihrer Aussage muss sie noch im Gericht warten. Der Verteidiger habe vielleicht noch Fragen. Ihre Anwältin sagt, das sei so eine Taktik. Oder auch: Schikane. Nach vier Stunden darf sie gehen, in ihre neue Wohnung. Das Urteil erfährt sie am Telefon. Sie war darauf vorbereitet: Die meisten der Vergewaltigungsprozesse in Deutschland enden mit Bewährungsstrafen. Ihr Vergewaltiger war nicht vorbestraft, geständig und er ist verheiratet, Vater einer Tochter. Das bedeutet für das Urteil: Er wird nach Paragraf 177 zu zwei Jahren Haft verurteilt, die nach Paragraf 56 Absatz 2 zur Bewährung ausgesetzt werden.

Conny sagt im April 2011, dass sie trotz aller Vorbereitung vom Rechtssystem enttäuscht sei. „Für ihn ändert sich nichts, für mich hat sich alles verändert.“ Sie beantragt Schmerzensgeld: 5000 Euro, ihre Anwältin sagt, die Chancen stehen schlecht. Conny sagt: „Wenn ich das alles geahnt hätte, hätte ich nie geklagt.“ Sie schüttelt in dieser Zeit häufig ihren Kopf, manchmal lacht sie, als sei das alles eine Komödie, die nichts mit ihrem Leben zu tun hat, aber sie wirkt nicht mehr unsicher, duckt sich nicht mehr weg, wie im Sommer 2010.

„Weder Schmerzen noch Leiden“

Im Juni 2011 blickt sie etwas anders auf das Verfahren zurück. Inzwischen würde sie wohl doch eher zu einer Anzeige raten. „Vielleicht würde ich mich noch mehr ärgern, wenn ich es nicht probiert hätte.“ Ihr ist inzwischen Schmerzensgeld bewilligt worden, 2000 Euro, von der ersten Rate hat sie das „Faith“-Tattoo bezahlt. Es ist noch frisch auf ihrem linken Arm. Was sie mit den restlichen 1920 Euro macht, weiß sie nicht. Es ging ihr nie um Geld, aber wie die Höhe des Schmerzensgeldes festgelegt wurde, hat sie geärgert. Im Brief des Verteidigers steht: „Sie hat weder Schmerzen noch Leiden und

Entstellungen erlitten.“ Ihr Ex-Chef hatte angegeben, nur 160 Euro im Monat zu seinem Arbeitslosengeld dazu zu verdienen. „Als Manager“, sagt sie. „Na klar...“ Er kam damit durch. Sie sagt, einer ihrer Freunde wurde im Park von einem Hund gebissen. „Der hat ohne Probleme 4000 Euro bekommen.“ Sie sagt noch einmal: „Ein Hundebiss!“

Die Ausbildung hat sie abgebrochen. Es war wohl zu viel Justiz in ihrem Leben. Die Bücher stehen jetzt im Regal zur Erinnerung an Wörter wie „Offizialdelikt“ und „Adhäsionsverfahren“. Conny hat ihren Nebenjob zum Hauptberuf gemacht, arbeitet jetzt acht Stunden täglich in einem Büro, erzählt stolz, dass sie für Kollegen einen Kuchen gebacken hat - ausgerechnet in der Form einer Hand. Von ihren Hand-Alpträumen weiß niemand dort, nichts von HIV-Tests, vom ausradierten Westen Berlins. Nur ihre Personalchefin hat eine Ahnung, sie kennt Anlage UF.

Vor drei Wochen war sie zum ersten Mal wieder Bowlen, auf einer Bahn in Friedrichshain. Ihr Team hat gewonnen. Ein Freund sagte anerkennend: „Du hast doch heimlich geübt.“ Dann hat er sie umarmt und sie hat das zugelassen.

Im Sommer 2011 steht Conny im Monbijoupark und sagt, dass es ihr eigentlich ganz gut gehe. Als es zu regnen beginnt, läuft sie unter die S-Bahn-Überführung am Hackeschen Markt. Ein Verkäufer der Obdachlosenzeitschrift „Straßenfeger“ kommt von hinten auf sie zu. Sie bemerkt ihn erst, als er ihre Schulter berührt. „Haben Sie Interesse an einer...“ Conny zuckt zusammen und zum ersten Mal ist da wirklich Panik. Sie sagt zu dem Mann etwas zu laut: „Nein!“, flieht vor ihm an die Backsteinwand, ihr schießen Tränen in die Augen. Sie schaut nach unten, zur Seite, dann nach oben zur S-Bahn. Sie müsse jetzt los. Und zwar sofort.

An einem Donnerstag im Juli 2011 sitzt ein Manager in seiner Bowlingbahn allein an der Theke. Es ist der Mann, der Conny vergewaltigt hat. Er spricht fließend Deutsch, sagt, er sei fast immer hier. Er ist mittelalt, mittelgroß, ein Durchschnittsmann. Er wirkt isoliert, niemand redet mit ihm, auch die junge Kellnerin nicht. Er tippt in sein Mobiltelefon, raucht, schaut, lächelt nicht. Am 30. September wird er die vierte Rate überweisen, 500 Euro, dann ist es für ihn vorbei. Aber das hier ist nicht seine Geschichte.

Thomas P. wünscht die Engel zur Hölle

„Den Verrat liebe ich, aber die Verräter lobe ich nicht.“

(Gaius Julius Cäsar)

Von Christine Kröger, Weser-Kurier, 04.10.2010

Das Hotel ist eine dieser nichtssagenden Adressen im Industriegebiet einer mittelgroßen Stadt in einem der nicht mehr ganz so neuen Bundesländer. Das Personal ist professionell freundlich, die Zimmer standardisiert komfortabel. Eines jener Hotels, die man gleich wieder vergisst, weil sie so angenehm unauffällig sind. Thomas P. hat es nach seinen ganz eigenen Kriterien ausgesucht: In dieser Gegend hat sich noch keine Rockerbande niedergelassen.

Der ehemalige Bremer „Hell’s Angel“ hat Angst: Im Frühjahr 2008 hat Thomas P. bei der Polizei ausgepackt und gegen 14 seiner ehemaligen „Clubbrüder“ ausgesagt. Damit machte er sich weit mehr als die 14 Gewalttäter zu Feinden. Er hat nun die gesamte Organisation der „Hell’s Angels“ gegen sich, der weltweit größten „Outlaw Motorcycle Gang“ (OMCG, Motorradbande außerhalb des Gesetzes). Auch bei Mitgliedern anderer Banden ist er verrufen. Selbst wenn diese wie P. die „Höllengel“ nicht mögen: Die ganze Szene hasst „Verräter“.

Thomas P. brach das „Gesetz des Schweigens“. Danach dürfen OMCG-Mitglieder nicht mit Polizei und Staatsanwaltschaft reden, nicht als Täter, nicht als Zeugen, auch nicht als Opfer. Dieses „Gesetz“ eint die Rocker mit Mafiosi und anderen organisierten Kriminellen, ihnen allen gilt der „Verrat“ als schlimmste aller „Sünden“.

Die Angst macht den Aussteiger vorsichtig, er rückt keine Handnummer raus, nur über eine E-Mail-Anschrift lässt sich verhandeln, falls sich nach dem Gespräch noch Fragen ergeben. Dass er heute im Ausland lebe, behauptet er, in welchem Land, will er schon nicht mehr preisgeben.

Seinem Gegenüber etwas abzuschlagen, fällt ihm sichtlich schwer. Für jedes Nein entschuldigt er sich, er müsse eben vorsichtig sein. Sehr höflich ist er, schüchtern, fast scheu. Diese Zurückhaltung will gar nicht passen zu diesem groß gewachsenen kräftigen Mann. Seine Tätowierungen sind martialisch, sein T-Shirt bunt bedruckt, er trägt eine Armeehose. Fehlt nur noch Lederweste mit dem Clubemblem, und der Rocker wäre wieder komplett.

Thomas P. fällt auf. Besonders in diesem Hotel, in dem fast alles und alle so angenehm unauffällig sind. Mancher kennt ihn hier bereits, er war schon ein paar Mal zu Gast und hat immer dasselbe Zimmer verlangt. „Das Hotel jedes Mal zu wechseln, wäre sicherer“, gibt er zu, „aber ich bin eben ein Gewohnheitstier“. Irgendwo muss mal Schluss sein mit der Vorsicht. Er braucht ein bisschen Vertrautes um sich, den Hauch von einem Zuhause.

Neonazi und Rocker, Türsteher und Zuhälter, Waffennarr und Gewohnheitsschläger, Alkohol- und Kokainexzesse: Thomas P. hat kaum etwas ausgelassen. Gewiss, schon als Kind hatte er es nicht leicht, sein Vater kümmerte sich kaum um ihn, seine Mutter war schwer alkoholkrank und arbeitete als Prostituierte. Im ostfriesischen Aurich, wo man sich noch kennt, haben die Klassenkameraden ihn schon als kleinen Jungen einen „Hurensohn“ gescholten, ihn gemieden oder verprügelt. Als Jugendlichen interessierte ihn Politik nicht die Bohne, als Neonazi gab er sich dennoch aus. Er wollte es allen heimzahlen, er wollte provozieren. Auch dafür musste er Schläge einstecken.

Als der Kellner den Kaffee bringt, reicht Thomas P. höflich Milch und Zucker an. Dann erzählt er mit leiser Stimme und sanftem Tonfall. Stundenlang und immer ein bisschen verwundert, dass jemand ihm zuhört. Dann entschuldigt er sich für seine Redseligkeit. Schließlich könne er nur selten offen über seine Vergangenheit reden. Seine neue Identität zwingt ihn ständig, eine neue Vergangenheit zu erfinden. Und auch wenn sie in ihrem neuen Alltag unter sich sind, wollen er, seine Frau und die zehnjährige Tochter lieber vergessen, als sich zu erinnern.

Auch seine Frau kennt die Szene genau – und hat mit ihr gebrochen. Bevor sie P. traf, war sie mit einem „Hell’s Angel“ aus Hannover liiert, er ist der leibliche Vater ihrer Tochter. Als das Kind geboren wurde, habe er sich in seinem Club feiern lassen, berichtet Melanie W., Unterhalt für sein Kind habe er nie gezahlt. Dann wurde ihr neuer Lebensgefährte zum „Verräter“, doch sie hielt weiter zu ihm. Deshalb verhängten die Rocker ein „Sprech- und Arbeitsverbot“ gegen sie. Niemand aus der Szene durfte noch mit Melanie W. reden, sie verlor nicht nur viele Freunde und Bekannte, sondern war auch ihre Jobs als Thekenkraft und Ordnerin los.

So vorsichtig und scheu Thomas P. sich gibt, so wenig misstrauisch ist er. Er kann immer noch Vertrauen fassen, sehr schnell sogar. Der Aussteiger erzählt jetzt alles Mögliche, ganz gleich, ob das gute oder schlechte Presse für ihn geben könnte. Dass er mit einer Journalistin spricht, das vergesse er nicht, beteuert er, aber die habe doch Erfahrung, sie werde ihn und seine Familie gewiss nicht noch mehr gefährden. „Du findest mich wohl naiv?“, fragt er plötzlich. Er richtet sich auf und erscheint jetzt so kräftig, wie er tatsächlich ist. Seine müden Augen funkeln kurz auf, ihr Blau wird ganz dunkel. In den vielen Stunden bleibt dieser Blick einer der wenigen Eindrücke von dem, was man von diesem zurückhaltenden Mann kaum glauben mag: Der Aussteiger war

nicht nur die Hälfte seines bisherigen Lebens ein Gewohnheitsschläger, er ist bis heute ein psychisch kranker potenzieller Gewalttäter.

Er weiß das. Er braucht seit vielen Jahren diese vielen starken Psychopharmaka. Gegen die Aggressionen, die wohl anders nicht zu bändigen sind. Für die Seele, die all die Enttäuschungen wohl anders nicht überlebt hätte. Er weiß auch, was ohne diese Medikamente geschehen kann. P. hat all das aufgeschrieben.

„... dann passierte es. Ich stürzte mich auf ihn, schlug ihn mit dem Ellenbogen aufs Nasenbein, knallte seinen Kopf gegen die Wand und trat noch zweimal in ihn rein, als er schon am Boden lag. Ich nagelte ihn derart weg, dass er wie ein angestochenes Schwein blutete. Es war ein Rausch. Ich konnte gar nicht mehr aufhören, ...“

Thomas P. ist groß darin, sich klein zu machen. Das Buch „Racheengel“, das heute erscheint, hat tatsächlich er zustande gebracht – und auch wieder nicht. Sein ursprüngliches Manuskript strotzte vor Schimpfwörtern, berichtet der 34-Jährige, er habe sich einfach seinen unbändigen Hass auf seine ehemaligen „Clubbrüder“ vom Herzen geschrieben. Seine Ghostwriter ließen von den vulgären Tiraden nur wenige übrig und veranlassten ihn aufzuschreiben, wie er selbst zum Rocker wurde.

Ein literarisches Meisterwerk ist auf diese Weise nicht entstanden, aber ein Buch, das viel tiefere und wahrhaftigere Einblicke in die sonst abgeschottete, konspirative und kriminelle Welt der Outlaw-Rocker gewährt als beispielsweise Ulrich Detrois' „Höllennritt“. Dass dieser „Höllennritt“ sich seit vielen Monaten auf der Spiegel-Bestseller-Liste hält, zeigt, wie viele Menschen sich für diese fremde Welt interessieren. Diese Welt, die Thomas P. so sehr hasst, aus der sich sein Denken aber bis heute nicht befreit hat. In dieser Welt lebt er noch immer, wenn auch wieder als Außenseiter, als „Todsünder“, als „Verräter“.

Hätte er seine Familie nicht, würde er längst wieder in Ostfriesland leben, sagt der ehemalige „Höllennengel“. Er braucht eben ein bisschen Vertrautes um sich, den Hauch von einem Zuhause. In Ostfriesland kennt er Land und Leute. Ostfriesland ist zugleich der Landstrich, in dem er viele Jahre unter Rockern und Zuhältern verkehrte. Dass er dort dem Falschen über den Weg laufen könnte, fürchtet er nicht. „An der Küste gibt es wunderbar einsame Häuser, und in eines würde ich ziehen“, gerät der Ex-Rocker ins Schwärmen, „aus diesem Haus sehe ich die anderen zuerst“. Das klingt nach dem einsamen Rächer in alten Western, nach Cowboy-Romantik und Easyrider-Mär. Kurzum nach all den Mythen, mit denen sich die Rocker gerne umgeben. Und die auch ihren „Verräter“ immer noch faszinieren.

Dabei wissen vermutlich wenige Menschen so gut wie Thomas P., wie wenig diese Mythen mit der Realität zu tun haben. Wenn er sich heute Fotos und Filme ansieht, die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

seine ehemaligen „Clubbrüder“ zeigen, muss er sich zusammenreißen, eine manierliche Wortwahl beizubehalten. Seine Augen werden wieder so dunkel, die Aggressionen kommen hoch, und mit ihnen alte Gewohnheiten, dieser vulgäre Rocker- und Zuhälter-Jargon.

Dann erkennt er auf einigen Bildern Andree O., Ingo Z. und Jasminko R. „Das sind meine Freunde“, sagt er unwillkürlich. Seine eigenen Worte lassen ihn zusammenzucken. „Na ja, wenigstens waren sie das mal.“ Seine Augen funkeln nicht mehr aggressiv, die Stimme wird noch leiser. Sie zittert jetzt, weil Thomas P. den Tränen nahe ist.

Andree O. lebt nicht mehr. Der Bremer „Hell’s Angel“ kam im Mai 2006 bei einem Autounfall ums Leben. Er stand unter Alkoholeinfluss. Sein Freund Andree sei auf dem Weg nach Oldenburg gewesen, berichtet P. Dort warteten seine „Clubbrüder“ aus Bremen und Hannover. Sie wollten verfeindeten „Bandidos“ demonstrieren, dass diese in der Hunttestadt nichts zu suchen haben. „Andree wollte nicht fahren“, sagt P. „Er fühlte sich gezwungen, weil der Sergeant at Arms ihn sonst zusammengefaltet hätte.“ Der „Sergeant at Arms“ ist für die Bewaffnung und die Organisation von Gewalttaten der „Hell’s Angels“ zuständig.

Ingo Z. und Jasminko R. leben und gehören heute noch zum „Charter West Side“, wie sich die „Höllengel“ in Bremen nennen. „Aber die haben wie Andree ihren eigenen Kopf“, meint der Aussteiger, „die kuschen nicht einfach, wenn der Club etwas anordnet, die geben auch Widerworte“. Zu ihren Freunden seien sie stets ehrlich und machten sich für sie „gerade“.

„Sich gerade machen“ heißt auch zuschlagen. Thomas P. zählt Ingo Z. und Jasminko R. zu den gefährlichsten Schlägern unter Bremens Rockern, weil sie nicht nur brutal, sondern auch kaltblütig vorgehen könnten. Andree O. sei nicht anders gewesen. Der Aussteiger vermutet sogar, die „Hell’s Angels“ hätten seinen verstorbenen Freund genau deshalb bei sich aufgenommen: Weil er gefährlich war – und deshalb auf keinen Fall bei den verfeindeten „Bandidos“ anheuern sollte. Von dieser extremen Gewaltbereitschaft berichtet der Ex-Rocker, als gehöre sie ganz selbstverständlich zu jeder Männerfreundschaft.

Bevor er untergetaucht ist, hat er sämtliche Clubdevotionalien vernichtet. Um eine tut es ihm heute leid: das „Memorial“-Shirt für seinen Freund Andree, das er wie viele Rocker zu dessen Beerdigung trug. Seine Stimme zittert wieder, als er von diesem Shirt erzählt. „Zu blöde, dass ich das nicht mehr habe.“

Heute hat er in seiner eigentümlichen Sichtweise nur noch einen „echten“ Freund. „Blutsbruder“ nennt er den und will ihm ewig verbunden bleiben, obwohl er ihn nicht

mehr sehen und nur noch selten sprechen kann. Dieser Freund hat einen Rap-Song für ihn schreiben lassen. Zu gerne spielt Thomas P. das Stück vor, auch wenn es ihn „jedes Mal wieder fast zum Heulen bringt“.

„...mach dir keine Sorgen, Tyson liebt dich wirklich sehr... Falls er mal nach seinem Papa fragt, kommt ein Engel zu ihm her und erzählt ihm über dich, wie du kämpfst gegen den Club ... komm schon, Tom, wahre Freundschaft gibt es selten, also kämpfe weiter wie ein Stier ... lass das Koksen, es sei denn, du willst, dass dein Sohn es lernt, komm schon, Tom, Tyson schaut doch zu dir hoch ... auf der Flucht, doch mal wieder können die Bullen euch nicht kriegen, jeder Tag ein nackter Kampf ums Überleben ... jeder Sack von deinen Leuten tat so, als würde er dich lieben...“

Tyson ist Thomas P.s Sohn aus erster Ehe. Neun Jahre alt ist er heute, Weihnachten 2007 hat sein Vater ihn zum letzten Mal gesehen. Von Tysons Mutter ist P. geschieden. Sie habe kürzlich das alleinige Sorgerecht beantragt, sagt der Ex-„Höllengel“, „aus Sicherheitsgründen soll ich nicht mal mehr Bilder von Tyson bekommen“.

Seine Ex-Frau arbeite heute als Prostituierte im Wohnungsbordell eines Bremer „Hell's Angels“, berichtet P. Schon während der Ehe habe sie angeschafft und damit das Paar auch über Wasser gehalten, als ihr Mann als „Hangaround“ (Anhänger) den „Hell's Angels“ Tag für Tag annähernd rund um die Uhr unentgeltlich zur Verfügung stand. Um es bei ihnen zum „Fullmember“ (Vollmitglied) zu bringen, musste er die Rocker chauffieren, nach ihren Partys das Clubhaus wintern, auch mal den Computer des „Sergeant at Arms“ reparieren oder dessen Hund ausführen. Seinen Frust hat er zu Hause abgeladen, am Ende auch seine Frau geschlagen. Als sich das Paar trennte, stand P. auf der Straße. Bei keinem seiner „Clubbrüder“ sei er damals untergekommen, berichtet er, einer habe angeblich umgebaut, ein anderer Besuch erwartet, ein dritter gab vor, gerade selbst Stress mit seiner Familie zu haben, „jeder hatte eine andere Ausrede“. Auch finanziell habe ihm kein Rocker unter die Arme gegriffen. Lediglich ein einziges Mal habe der Club ihm die 130 Euro Monatsbeitrag für einige Wochen gestundet.

Erniedrigung statt Respekt, Ausreden statt Zusammenhalt, das hat Thomas P. bei den „Hell's Angels“ zu schaffen gemacht. Ihre krummen „Geschäfte“ waren es weniger. Viele Rocker waren Zuhälter, von denen einige Prostituierte bedrohten, schlugen und ausbeuteten. Nicht, dass der Aussteiger das heute nicht auch verurteilen würde, aber es berührt ihn offensichtlich weniger als dieses schäbige Verhalten unter den vermeintlichen „Brüdern“. Als er in den Bordellen der Rocker nach dem Rechten sehen durfte – der Job hieß „Nutten-Security“ – habe er immerhin ganz gutes Geld verdient, erzählt der 34-Jährige. Und den Frauen auch mal ein Briefchen Kokain zugesteckt, damit die ihre Arbeit besser ertragen konnten. Heimlich hinter dem Rücken ihrer Zuhälter, obwohl er die damals noch seine „Brüder“ nannte.

Frust und Enttäuschung bei den „Hell’s Angels“ haben Thomas P. nicht läutern können. Zum Aussteiger und Kronzeugen der Ermittlungsbehörden wurde er Anfang 2008 wider Willen. Er selbst hatte sich einen ganz anderen Plan zurechtgelegt, um sich an seinen „Brüdern“ zu rächen. Einen, der der Rockerszene verhaftet blieb und das eiserne „Gesetz des Schweigens“ nicht verletzte. Der damalige „Hell’s Angel“ wollte zu den „Bandidos“ überlaufen, jener Rockerbande, mit der sich sein Club seit Jahrzehnten eine tödliche Fehde lieferte. Zu jener Bande, deren Mitglieder er selbst mit 14 weiteren Bremer „Höllengel“ im März 2006 in Stuhr hinterrücks überfallen und brutal misshandelt hatte.

Die fünf Männer waren nach dem Überfall lebensgefährlich oder schwer verletzt. Sie gehörten dem Bremer Ableger der „Bandidos“ an. Nach dem Überfall gab es diese Organisation nicht mehr, innerhalb der Rockerszene hatten die „Höllengel“ ihren „Gebietsanspruch“ auf Bremen durchgesetzt. Alle Opfer hielten sich an „das Gesetz des Schweigens“, sie wollten keinen Täter erkannt haben. Vier von ihnen stiegen nach dem Überfall aus der Szene aus, eines wechselte zu den „Bandidos“ nach Osnabrück. Dieser Mann ist heute rechtskräftig zu lebenslanger Haft verurteilt, weil er im Mai 2007 im nordrhein-westfälischen Ibbenbüren unweit von Osnabrück ein Führungsmitglied der Bremer „Hell’s Angels“ erschossen haben soll. Der Mord gilt als Racheakt für den Überfall in Stuhr.

Thomas P. wechselte nicht zu den „Bandidos“: Als er Ende 2007 Kontakt zu deren Osnabrücker Ableger aufnahm, hörte die Polizei seine Telefonate mit. Sie überwachte damals in einem anderen Verfahren die Gespräche der Rocker – und schnappte dabei zufällig auf, wie zwei „Bandidos“ sich über P. unterhielten: Sie wollten ihn nicht aufnehmen, weil er „in Stuhr dabei war“. Die Polizei stellte ihn daraufhin vor die Wahl, berichtet der 34-Jährige, „entweder ich packe aus – oder ich bin alleine dran und werde derbe verknackt“. Er entschied sich auszusagen.

Ende 2008 verurteilte das Landgericht Verden Thomas P. und 13 weitere Bremer „Hell’s Angels“ zu Freiheitsstrafen, die für die meisten Angeklagten zur Bewährung ausgesetzt wurden. In dem Verfahren galt P. als Kronzeuge der Staatsanwaltschaft und war zugleich einer der Angeklagten. Nur einer der mutmaßlichen Täter von Stuhr saß damals nicht auf der Anklagebank, weil er geflohen war: Gegen Uwe B. beginnt heute – fast zwei Jahre später – der Prozess. In der kommenden Woche muss P. deshalb erneut aussagen. Als Zeuge der Anklage gegen einen Mann, den er noch heute „gerade und ehrlich“ nennt.

Die Vergangenheit hat ihn eingeholt. Thomas P. fürchtet um die Sicherheit seiner Familie. Die soll sein „letzter Club“ sein, das hat er sich geschworen. Die Familie als „letzter Club“? Dieser „Verräter“ bleibt wohl auf ewig ein Rocker. Jedenfalls in seinem Kopf. Er denkt immer noch wie seine ehemaligen „Brüder“, auch wenn er weiß: Die werden ihn jagen. Auf ewig.

Wann ist ein Mann ein Mann?

Transsexualität Ärzte ändern das Geschlecht einer jungen Westerwälderin, bis die Kasse die Unterstützung stoppt – jetzt ist sie nichts von beidem

Von Dietmar Telser, Rhein-Zeitung, 20.11.2010

Er hat dann doch dieses Foto herausgesucht. Er hat es gemacht, um die Sache noch einmal zu unterstreichen, um klarzumachen, dass es keine Frage der Kosmetik ist und keine der Interpretation. Er hat die Aufnahme gezeigt, auch wenn es ihm vielleicht schwer gefallen ist, weil es um das Entscheidende geht, um die Frage, ob er ein Mann ist oder auch nicht.

Das Bild wurde einige Monate nach der Operation aufgenommen. Es zeigt seinen nackten Oberkörper: Zwei schlaffe, bleiche Hautlappen hängen tief an ihm herab. Es sieht aus, als hätten Ärzte einem besonders dicken Mann Fett abgesaugt und später die Haut nicht gestrafft. Aber Elias Hoffmann war nie dick. Das, was man sieht, ist die Folge eines Eingriffs, der ihn von Frau zu Mann machen sollte. Hoffmann sagt: „Ich bin jetzt nichts von beidem.“

Elias Hoffmann, der nicht so heißt, ist 24 Jahre alt. Wer das Foto nicht kennt, sieht nur den gut aussehenden jungen Mann vor sich. Er trägt einen Dreitage-Bart, kurzes Haar, Jeans. Wenn er redet, spricht er mit den Händen. Kein weiblicher Blick, keine übertrieben männliche Geste, seine Stimme ist tief. Ganz aufrecht sitzt er jetzt am Wohnzimmertisch im Elternhaus im Westerwald, seine Muskeln sind angespannt wie bei jemandem, der wütend ist, der gleich losschimpfen will, aber es dann doch nicht macht.

Elias Hoffmann wurde im falschen Körper geboren, er kam biologisch als Mädchen zur Welt, fühlte sich aber als Junge. Heute muss so etwas nicht mehr erklärt werden. Einer von 30 000 Männern und eine von 100 000 Frauen leiden unter Geschlechtsidentitätsstörungen. Es dürften wohl noch deutlich mehr sein, schätzen Experten.

Transsexualität hat nichts mit Transvestiten zu tun, die aus ganz unterschiedlichen Gründen Frauenkleider tragen, und auch nichts mit sexuellen Praktiken und Vorlieben. Transsexuelle können mit ihrer Geschlechtsidentität nicht eins werden. Sie haben ein eindeutiges Geschlecht, fühlen aber in dem anderen. Es ist eine anerkannte Erkrankung, die Krankenkassen müssen die Kosten für Behandlungen übernehmen.

Elias Hoffmann beschließt im Alter von 18 Jahren, auch äußerlich ein Mann zu werden. Er plant den Weg zum richtigen Geschlecht mit einem Ehrgeiz, so wie andere ihre Berufskarriere vorantreiben. Er ändert Namen und Personenstand, injiziert Hormone, lässt die Brüste abnehmen und schließlich in einer schmerzhaften Operation die Gebärmutter entfernen. Nur zwei Operationen fehlen Hoffmann, damit er endlich das ist, was er fühlt. Die Haut der Brust muss gestrafft werden, mit Gewebe aus dem Unterarm sollen Ärzte zudem einen Penis formen. Phalloplastiken machen Transsexuelle nicht nur äußerlich zum Mann. Mit dem Penoid können sie urinieren und mithilfe einer Pumpe Geschlechtsverkehr haben.

Dann erreicht Hoffmann der Brief, der sein Leben mehr verändern sollte als jeder chirurgische Eingriff. Die Kasse, die bisher alle Maßnahmen unterstützte, will die Kosten der beiden letzten geplanten Operationen nicht mehr übernehmen. Der Penis, so heißt es in dem Schreiben, sei „kein funktioneller Zugewinn“, die entstellte Brust „biologische Varianz“.

Man muss die Chefärztin im Siegener Kreisklinikum besuchen, um die ganze Geschichte etwas besser zu verstehen. Dr. Ingrid Kamps (47) leitet die Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie und gilt als eine der wenigen Expertinnen in Deutschland für Geschlechtsidentitätsstörungen. Sie hat ein bundesweites Netzwerk aufgebaut und eine Sprechstunde für Betroffene eingerichtet. In ihrem Zimmer steht eine rote Couch, darüber hängt ein Bild mit einer nackten schlanken Frau, von der nur der Rücken zu sehen ist. Die Frau auf dem Gemälde steigt durch einen Reißverschluss, als würde sie in ein neues Leben treten.

Im Dezember vor sechs Jahren taucht Elias Hoffmann das erste Mal in Kamps Sprechstunde auf. Er trägt schwarze Jeans und ein schwarzes T-Shirt. Er sagt: „Ich bin transsexuell.“ Kamps kann die Worte deshalb so genau wiedergeben, weil sie stets den ersten Satz ihrer Patienten notiert. „Kurze Haare und männliches Gehabe“ hat sie damals auch aufgeschrieben, und: „Er erscheint trotz der Zartheit wie ein Junge.“

Bei Kamps sitzen schon mal Schlosser in Seidenstrümpfen und Kerle, gewachsen wie ein Baum, die eine Frau werden wollen. Sie muss ihnen manchmal klar machen, dass ihr Leben auch nach den Operationen nicht einfach sein wird, dass es Grenzen der Medizin gibt und manchmal auch, dass sie einen Eingriff einfach nicht verantworten kann. Bei Elias Hoffmann ist die Sache eindeutig. Hoffmann erhält Hormone, seine Stimme wird tiefer, der Bart wächst, er ist von Operation zu Operation glücklicher. „Es war so, wie es sein soll“, sagt Kamps.

Bis der Brief der Krankenkasse kommt. „Wir kriegen das hin“, sagt Kamps nach dem ersten Schreiben. Aber sie kriegen es nicht hin. Die Kasse bleibt bei ihrer Entscheidung.

Im Juli 2007 registriert Kamps den ersten Notfalltermin: „Er war außer sich, hoffnungslos, fertig“, sagt Kamps. „Sie gleiten mir ab“, warnt sie ihn, verschreibt ihm zum ersten Mal Psychopharmaka. In der Zwischenzeit erklärt sie der Kasse, warum Hoffmanns Operationen zu Ende gebracht werden sollen. Sie spricht von einem „elementaren Gefühl der Ganzheitlichkeit und der Integrität“, die auch Transsexuellen nicht vorenthalten werden dürfe. Sie meint: Immer dann, wenn Hoffmann sich auszieht, wenn er im Schwimmbad ist oder zur Toilette muss, wird er daran erinnert, dass er eigentlich eine Frau ist.

Wer eine Erklärung sucht, weshalb Hoffmann auch ohne Kunstpenis und ohne Brustoperation Mann genug sein soll, muss zurück in den Westerwald. Sachbearbeiter Sven Lichtenthäler (40) und Bezirksgeschäftsführer Edgar Holzapfel (50) sitzen in einem großen abgedunkelten Büro der Krankenkasse mit Schrankwand und schwarzen Lederstühlen in der Kreisstadt Altenkirchen. Sie werden in dem mehr als einstündigen Gespräch nicht einmal das Wort Brust oder Penis aussprechen, sie werden dazu „die beantragte Leistung“ sagen oder „die Operation“.

Der Antrag von Hoffmann ist 2007 bei der Niederlassung der Kasse eingegangen. Die Fragestellung war ungewöhnlich, das Schreiben ist schließlich auf dem Schreibtisch von Sven Lichtenthäler gelandet. Sie sprechen jetzt abwechselnd. „Der Leidensdruck ist nachvollziehbar und glaubhaft“, sagt etwa Lichtenthäler. „Es geht hier aber um Gesetz und Recht“, assistiert Holzapfel. Sie sagen es so, dass es nicht zynisch klingt und nicht wirkt, als wäre es bloß dahergesagt. Sie argumentieren, dass die Kasse den „Krankheitswert“ anerkennt. „Aber wie weit kann die Kostenübernahme in solchen Fällen gehen?“, fragt Holzapfel. Reichen eine Hormontherapie und Epilation oder muss auch tatsächlich alles medizinisch Mögliche durchgeführt werden? Es geht auch darum, wann ein Mann ein Mann ist.

Ihre Einwände sind nicht unberechtigt. Es ist auch das Geld von Patienten, die für ihr künstliches Hüftgelenk kämpfen, der Kranken, die sich als letzte Hoffnung an eine aussichtslose Operation klammern. Bei einem Herzinfarkt lassen sich die Parameter klar festlegen. Bei einer Geschlechtsidentitätsstörung verspürt jeder Patient einen individuellen Leidensdruck. Nicht jeder Transsexuelle will auch eine Operation, nur die wenigsten wünschen auch eine Penisoperation. Was für den einen elementar sein kann, lehnt ein anderer ab. So haben die beiden Angestellten das gemacht, was Kassen in solchen Fällen machen. Sie haben das Problem an Experten übergeben. „Wir sind Verwaltungsfachangestellte und keine Mediziner“, sagt Lichtenthäler. Der Antrag wurde an den Medizinischen Dienst weitergeleitet.

Der Medizinische Dienst der Krankenversicherung (MDK) muss also wissen, weshalb ein Penisersatz für eine Frau, die ein Mann werden will, kein Zugewinn sein soll. Der MDK hat seinen Sitz im rheinhessischen Alzey. Dr. Ursula Weibler-Villalobos ist 51 Jahre alt und die ärztliche Leiterin des MDK. Sie hat den Pressesprecher dazugeholt und

sich noch einmal Unterlagen zum Thema Transsexualität schicken lassen. Die Ausdrucke liegen nun verstreut auf ihrem Schreibtisch, einzelne Stellen hat sie mit einem Marker angestrichen.

Der MDK ist so etwas wie ein Expertendienst, bei dem Ärzte beschäftigt sind, die den Kassen die medizinischen Grundlagen für deren Entscheidung liefern. Die Ärzte des MDK können sich wiederum auf Begutachtungsanleitungen stützen. Diese lassen eigentlich keinen Zweifel, dass geschlechtsangleichende Operationen unter bestimmten Voraussetzungen übernommen werden sollen. Nur bei der Frage nach der Plastik bleiben die Richtlinien allgemein und lassen viel Raum für Interpretation. Im Fall Elias Hoffmann hat der MDK Gutachten abgegeben, die klarstellen, dass es keine Notwendigkeit für die Operationen gebe. Immer wieder ist dabei von einer funktionslosen Imitation die Rede. Auch Weibler-Villalobos bleibt dabei. Sie sagt, dass der Kunstpenis per se, also ohne Pumpe, eben tatsächlich keine Funktion habe. Und sie führt jetzt neue Argumente an, die ihrer Meinung nach gegen den Eingriff sprechen. „Es gibt bei bis zu 30 Prozent der Operationen Komplikationen“, sagt sie, „20 bis 30 Prozent der Patienten verlieren die geschlechtstypische Sensibilität.“ Und so macht auch der MDK genau das, was er machen kann, vielleicht auch was er machen muss: Der MDK reicht die Sache weiter. „Solange kein Sozialgericht geklärt hat, ob diese Operation eine Leistungspflicht der Kasse ist, kann der MDK nur versuchen darzulegen, um was es sich handelt.“ Weibler-Villalobos sagt: „Wir sind Sachverständige, keine Leistungsrechtler und auch keine Juristen.“

Vielleicht können also Juristen erklären, weshalb es medizinisch notwendig sein kann, Männer zu Frauen zu operieren, es aber umgekehrt reicht, dass Frauen nur ein bisschen Mann werden. Die Verhandlung im Koblenzer Sozialgericht ist für 11.30 Uhr angesetzt, Sitzungssaal 9. Hoffmanns Wunsch trägt jetzt ein Aktenzeichen. Elias Hoffmann hat eine prominente Verteidigerin gefunden. Maria Augstein (59) gilt als Koryphäe in Transsexuellenfragen. Augsteins Vater ist der verstorbene Spiegel-Gründer Rudolf Augstein. Sie selbst war einst ein Mann. Die Anwältin ist mit der Bahn aus Tutzing angereist, sie sucht einen Platz im Saal, kramt in ihrer Handtasche, ohne sich um Unauffälligkeit zu bemühen. Sie ist außer Atem. Es ist das erste Mal, dass sie mit so einer Frage vor Gericht muss.

Aber Augstein hat an diesem Tag leichtes Spiel. Die Vertreterin der Kasse gibt sich wortkarg, Augstein kann deren Argumente ohne Widerspruch zerpfücken. „Die Funktion eines Penis an die Fortpflanzung zu knüpfen“, schnaubt sie, „so etwas fällt selbst der Kirche heutzutage nicht mehr ein.“ Die Richterin am Sozialgericht muss nun selbst schmunzeln, auch die beiden Schöffen. Am Ende gibt das Koblenzer Gericht Hoffmann in beiden Punkten recht. Die Krankenkasse darf die Behandlung nicht abbrechen.

Elias Hoffmann ist jetzt umgezogen. Er hat eine kleine Studentenwohnung, Schlafzimmer, Wohnzimmer, Küche. Im Bücherregal steht das Buch „Kochen für Männer“. Hoffmann hat es so ins Regal gestellt, dass jeder den Titel lesen kann. Er ist glücklich wegen des Urteils des Sozialgerichtes, weil es an der Uni vorangeht und weil er nun hofft, dass vielleicht doch alles gut wird. Hoffmann sagt, er möchte ins Schwimmbad gehen können, nicht mehr Angst davor haben, keine abschließbare Toilette zu finden, er möchte auch eine normale Sexualität leben können, er möchte auf sich hinunterblicken können. Es sind drei Jahre seit dem letzten Antrag vergangen, fast sechs Jahre seit dem Beginn der Geschlechtsangleichung, mehr als ein halbes Jahr seit der Klage. Anwältin Augstein hat ihn darauf vorbereitet, dass die Sache trotzdem nicht ausgestanden ist. Wenig später legt die Kasse Berufung gegen das Urteil ein. Im Oktober gibt auch das Landessozialgericht Hoffmann recht.

Die Kasse überlegt, ob sie Beschwerde gegen das Urteil einlegt.